

KINOS-VERLAG · VILLINGEN/SCHWARZWALD · 6. JAHRGANG · MAI 1961

NEUE POLITISCHE LITERATUR



BERICHTE ÜBER DAS
INTERNATIONALE SCHRIFTTUM

AUS DEM INHALT:

Dietrich Hilger:
Automatisierung und Sozialkritik.

Gottfried-Karl Kindermann:
Themen und Problematik
der neuesten China-Literatur.

Ernst August Nohn:
Atomrüstung und politische Ethik.

5

WAHLEN UND WÄHLER IN WESTDEUTSCHLAND

von

Dolf Sternberger — Friedrich Erbe — Peter Molt — Erwin Faul

Herausgegeben von Erwin Faul

VII, 371 Seiten. Broschiert DM 18.30 DM

Aus dem Inhalt

Mutation des Parteiensystems. Eine Betrachtung zur dritten Bundestagswahl. Von Professor Dr. Sternberger.

Vierzehn Jahre Wahlen in Westdeutschland (1946—1960)

Von Friedrich Erbe.

Vom kaiserlichen Reichstag zum Bundestag. Wandel und Beständigkeit des deutschen Parteiwesens im Spiegel der Wahlen.

Von Dr. Peter Molt.

Soziologie der westdeutschen Wählerschaft. Von Dr. Erwin Faul.
Literatur. — Verzeichnis der abgekürzten Parteinaamen der bei den Wahlen nach 1945 aufgetretenen Parteien. — Wahlergebnisse in der Bundesrepublik und in den westdeutschen Ländern. — Die Wahlen zum Deutschen Reichstag in Baden, Bayern, Schleswig-Holstein, Württemberg.

Aus dem Vorwort

Die vorliegende Schrift versucht zum ersten Mal ein Gesamtbild der deutschen Bundes- und Landtagswahlen nach dem Zweiten Weltkrieg zu vermitteln und sie durch kurze vergleichende Rückblicke auf die Wahlen in der Weimarer Republik und im Kaiserreich in einen weiteren Zusammenhang zu stellen. Die Darstellung muß sich freilich, der gegenwärtigen staatlichen Organisation Deutschlands entsprechend, auf das Gebiet der heutigen Bundesrepublik beschränken, wo allein nach 1945 periodische freie Wahlen stattgefunden haben und auch die Rückschau auf die Wahlen vor 1933 ist, wo immer möglich, aus Gründen der statistischen Vergleichbarkeit, auf die entsprechenden Gebiete Westdeutschlands beschränkt worden.

Die Autoren haben versucht, den Elementen der Verfassungs- und Wahlrechtsordnung, der gesellschaftlichen Gliederung der Wählerschaft, der politischen Situation und der an sie anknüpfenden Wahlpropaganda gleichermaßen Beachtung zu schenken und dabei vor allem die langfristigen sichtbaren Entwicklungstendenzen gebührend zu betonen. Hierdurch konnten vor allem auch die Eigentümlichkeiten des Verhaltens der Wählerschaft, die sich auf verhältnismäßig beständige sozialstrukturelle Gegebenheiten gründen, von denjenigen, die mehr durch die aktuellen politischen Entscheidungen bestimmt werden, deutlicher unterschieden werden als dies bei der Untersuchung einzelner Wahlen möglich gewesen wäre. Diese zu verstärken, ist freilich der einzige Weg, die noch dunklen Regionen unserer Kenntnisse von den Wahlhandlungen aufzuhellen.

R I N G - V E R L A G · V I L L I N G E N / S C H W A R Z W A L D

NEUE POLITISCHE LITERATUR

VI. Jahrgang · Heft 5

In Verbindung mit

Arnold Bergstraesser · Karl Dietrich Bracher · Hermann L. Brill † · Werner Conze
Georg Eckert · Walter Mallmann · Hans Peters · Theodor Schieder

herausgegeben von

Erwin Stein · Helmut Ridder · Georg Strickrodt

Redaktion:

F. A. Krummacher · Alfred Milatz

INHALTSVERZEICHNIS

Dr. Dietrich Hilger, Hamburg:

Automatisierung und Sozialkritik ... 385

John Diebold, Die automatische Fabrik (389); Kurt K. Doberer, Sinn und Zukunft der Automation (389); Gotthard Günther, Das Bewußtsein der Maschinen (393); Revolution der Roboter (396); Leo Brandt, Die zweite industrielle Revolution, Carlo Schmid, Mensch und Technik (397); Helmut Scheelsky, Die sozialen Folgen der Automatisierung (401); H. B. Jacobson u. Joseph S. Roucek, Automation and Society (404); Aspekte der Automation (405).

Dr. Gottfried-Karl Kindermann, Freiburg i. Br.:

Themen und Problematik der neuesten China-Literatur ... 413

Werner Handke, Die Wirtschaft Chinas (414); Die wirtschaftliche Verflechtung der Volksrepublik China mit der Sowjetunion (415); Die Verträge der Volksrepublik China mit anderen Staaten (415); K. S. Latourette, Geschichte des Fernen Ostens in den letzten hundert Jahren (416); Tschiang Kai-schek, Sowjetrußland in China (417); China Yearbook 1959—1960 (419); Walter Schwenk, Die Vertretung Chinas in den Vereinten Nationen (421); Simone de Beauvoir, China, das weitgesteckte Ziel (422); Friedrich Klemann, Europäer und Ostasiaten (424).

Ernst August Nohn, Lißberg/Obh.:

Atomrüstung und politische Ethik ... 425

H. Prinz zu Löwenstein u. V. v. Zühlsdorff, Die Verteidigung des Westens (427); Dräger-Heye-Sackmann, Probleme der Verteidigung der Bundesrepublik (429); W. Allgöwer, Technik besiegt den Krieg (430); John H. Herz, International Politics in the Atomic Age (430); C. Wright Mills, Die Konsequenz, Politik ohne Verantwortung (431); Mogens Lauesen, Freiheit ohne Furcht (432); Sir Victor Goddard, The Enigma of Menace (433); Atomare Kampfmittel und Christliche Ethik (434).

EINZELBESPRECHUNGEN

Lolo Krusius-Ahrenberg, Günther Stökl, Walter Schlesinger, Reinhard Wittram: Rußland, Europa und der deutsche Osten.	
(Prof. Dr. Fritz T. Epstein, Bad Godesberg)	435
Gordon A. Craig: Die preußisch-deutsche Armee 1640—1945, Staat im Staate.	
(Dr. Andreas Hillgruber, Darmstadt)	439
Gottfried Mehnert: Evangelische Kirche und Politik 1917—1919.	
(Dr. Hermann Schüssler, Bensheim)	445
Johannes Haller: Lebenserinnerungen.	
(Dr. Heinrich Schmidt, Aurich)	449
W. Allen Wallis u. Harry v. Roberts: Methoden der Statistik.	
Hans Kellerer: Statistik im modernen Wirtschafts- und Sozialleben. Statistische Studien der Vereinten Nationen.	
(Dr. Willi Hüfner, Wiesbaden)	454
Georg Steinmann u. Heinz Goldschmidt: Gewerkschaften und Fragen des kollektiven Arbeitsrechts in Großbritannien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Italien.	
Hans-Joachim Seeler: Der Arbeitskampf in der deutschen und ausländischen Gesetzgebung.	
(Dr. Peter Heyde, Bad Godesberg)	458
Peter Heyde: Internationale Sozialpolitik.	
(Prof. Dr. Ludwig Preller, Frankfurt a. M.)	463
Louis L. Snyder u. Richard B. Morris: Hier hielt die Welt den Atem an.	
(Dr. Gottfried Schramm, Marburg/Lahn)	467

HINWEISE

Manfred Priepke, Die Evangelische Jugend im Dritten Reich 1933—1936, Heinrich Roth (Hrsg.), Katholische Jugend in der NS-Zeit, Werner Helwig, Die Blaue Blume des Wandervogels, Ferdinand Oertel, Jugend im Feuerofen, Joseph Hederer, Die Jugendgemeinschaften und ihre Führer, Felix Raabe, Die Bündische Jugend, Günther Kaiser, Randalisierende Jugend, Hans Frevert (Hrsg.), Jugend in Selbstzeugnissen (469); Burkart Holzner, Völkerpsychologie (474); Hans A. de Boer, Unterwegs in Ost und West (476); Achim Besgen, Der stille Befehl (479); Hans von Steffens, Salaam. Geheimkommando zum Nil (481); Paul L. Horecky, Libraries and Bibliographic Centers in the Soviet Union, Boris I. Gorokhoff, Publishing in the U.S.S.R. (482).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge bringen die Meinung der Verfasser zum Ausdruck, nicht die der Herausgeber.

Die Zeitschrift NEUE POLITISCHE LITERATUR erscheint monatlich im Ring-Verlag Villingen/Schwarzw. Bezugspreis: Vierteljährlich DM 6.— zuzügl. Porto. Einzelheft DM 2.50, Studenten erhalten bei Vorlage einer Bescheinigung den üblichen Nachlaß. (Bestellungen sind an den Verlag zu richten). — Für unverlangt und ohne Rückporto eingesandte Manuskripte und Besprechungsexemplare kann keine Gewähr übernommen werden. Redaktionelle Zuschriften an Dr. F. A. Krummacher, Neu-Isenburg bei Frankfurt a. M., Dreieichstr. 1; Zuschriften, die Vertrieb und Anzeigen betreffen, an den Ring-Verlag, Vertriebsabteilung, (17b) Villingen/Schwarzwald, Klosterring 1, Druck: Ring-Druck, Villingen.

Printed in Germany.

Automatisierung und Sozialkritik

Dietrich Hilger (Hamburg)

I.

Es ist merklich stiller geworden um den Komplex technischer Veränderungen in den Methoden der Erzeugung von Gütern und der Herstellung und Verarbeitung von Informationen, den man nach amerikanischem Vorbild mit dem Terminus »Automation« und seinen Ableitungen zu bezeichnen pflegt. Vor einigen Jahren noch war dieses Thema so *en vogue*, daß es sogar in Sonntagsbeilagen von Lokalblättern aufgegriffen wurde. Man konnte es als »Modellfall einer öffentlichen Meinungsbildung« interpretieren¹⁾, mit Recht im Hinblick auf seine unbestreitbar große Bedeutung für die Allgemeinheit, nicht ohne Berechtigung aber auch wegen des allgemeinen Geredes, das bald einsetzte, nachdem von kompetenten Autoren versichert worden war, daß mit der Automatisierung ein neues »Zeitalter« angebrochen sei. Wiederum als Modell, an dem mit einigem Nutzen die Reaktionen der öffentlichen Meinung zu studieren wären, könnten die Fragen der Automatisierung auch jetzt betrachtet werden, da das Interesse jedenfalls der breiteren Öffentlichkeit abgeflaut ist und sich neuerdings stärker ins Blickfeld gerückten Themen, etwa dem Problemkreis der Entwicklungsländer, zugewandt hat. Indessen ist auch in der wissenschaftlichen Diskussion insofern eine gewisse Beruhigung eingetreten, als die Phase mehr oder minder gesicher-

ter Prognosen über Umfang und Schnelligkeit der Einführung automatischer Verfahren in Fabrik und Büro, vor allem aber über die sozialen Folgen dieses Prozesses abgelöst worden ist von dem konkreteren Bemühen um eine realistische Bestandsaufnahme.

Gerade in dieser Situation aber muß es reizvoll erscheinen, aus der längst nicht mehr überschaubaren Literatur zur Automatisierung die eine oder die andere Publikation erneut zur Hand zu nehmen und dabei insbesondere zu prüfen, welcher Art die Argumente sind, mit denen die Auseinandersetzung über die sozialen Aspekte der Automatisierung bestritten worden ist. Bei einem solchen Überblick kann es sich freilich nur um die Feststellung typischer Ansichten in mittlerer Allgemeinheit handeln, die, im einzelnen variiert, von vielen Autoren vertreten werden. Ferner soll hier beiläufig eine der zentralen Fragen in dieser Diskussion: ob und in welcher Hinsicht die Automatisierung etwas »grundsätzlich Neues« sei, reflexiv auf die vorgebrachten typischen Argumente selbst bezogen werden: Sind sie ihrerseits »neu« oder begegnen uns in ihnen nur erneut die aus der Sozialkritik des 19. Jahrhunderts bekannten Positionen?

Selbst bei flüchtiger Kenntnis der sozialkritischen Literatur des 19. Jahrhunderts muß diese Frage trivial erscheinen, und wenn sie dennoch hier nebenher mitverfolgt werden soll, so deswegen, weil es zwar in der Natur der Sache liegt, daß gerade die Zukunftsprognosen über die sog.

1) Hans Gresmann in seinem Diskussionsbeitrag für die Frankfurter Tagung der List-Gesellschaft im Oktober 1957 (s. u. Sp. 405 ff.).

»zweite industrielle Revolution« vergangenheitsorientiert sind, dieser Zusammenhang aber in seinen Voraussetzungen noch mancher Aufhellung bedarf.

Das dürfte schon für die geläufige Rede vom »Zeitalter der Automatisierung« gelten: Sie ist mehr als ein oft nachgesprochenes Modewort (und als solches bereits bezeichnend genug für die Art der Bewußtseinsbildung in der modernen Gesellschaft); denn sie knüpft bei Autoren vom Range Friedrich Pollocks²⁾ ausdrücklich an die technologisch orientierte Epochengliederung der Geschichte seit Beginn der Industrialisierung an. Zwar ist diese Einteilung von Marx nicht erfunden worden, und sie ist ja auch schon auf der Höhe des 19. Jahrhunderts bei den Schriftstellern anzutreffen, die in ihren sozialreformerischen Bestrebungen nach einem dritten Weg zwischen Sozialismus oder Kommunismus auf der einen Seite und dem Liberalismus auf der anderen suchten; dennoch läßt eine solche Periodisierung, wenn sie nach Art des berühmten Marxschen Arguments der Hand- und der Dampfmühle auf vorindustrielle Zeiten übertragen wird, auf den nachhaltigen Einfluß seiner Lehre schließen, wie ja überhaupt der Kryptomarxismus im Denken von Nicht- oder sogar engagierten Antimarxisten einer eingehenden Untersuchung wert wäre. Auch reflektiert jenes Wort im Verein mit konkurrierenden Bezeichnungen, die alle nach der Zukunft hin offen sind — man spricht bekanntlich mit gleichem Anspruch vom Anbruch des Zeitalters des Atoms, der Sputniks, der Kunststoffe u.s.f. — noch immer das mit Aufklärung und Emanzipation einsetzende universale Krisenbewußtsein, das als säkularisiertes Wissen um die Geschichtigkeit menschlicher Existenz in Philosophie, Dichtung

und Sozialkritik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach begegnet. Der Pluralität solcher Benennungen aber ist, entgegen ihrem Anspruch, zu entnehmen, daß nicht eine Erscheinung ausschließlich als die Signatur einer Zeit gedeutet werden kann.

Doch abgesehen davon ist auch der Ausdruck »Automation« keineswegs ein Neologismus, wie in Verkennung des (wiederum trivialen) semantischen Unterschiedes zwischen Wort und Begriff bisweilen behauptet wird. Zwar ist seine jüngste, bei den einzelnen Autoren noch unterschiedliche Bedeutung in den USA aufgekommen, wo als erster Delmar S. Harder 1946 im Hinblick auf die bei Ford eingesetzten Transfermaschinen von »automatization« sprach und John Diebold die Kurzform »automation« mit allgemeinerer Bedeutung prägte; aber eben dieser Terminus ist aus dem frühen Fabrikindustrialismus in einem dem damals letzten Stand der Technik entsprechenden Bedeutungsgehalt bezeugt. So nannte beispielsweise Marx den auch in Deutschland mit seiner »Philosophy of Manufactures« bekannt gewordenen englischen Chemiker und Ökonomen Andrew Ure wegen seiner unkritisch-optimistischen Einstellung zum Fabrikwesen den »Pindar der Automation«. Ebenso darf die Bezeichnung »automatische Fabrik« nicht als sprachliche Neuschöpfung, sondern nur als Umdeutung eines im früheren 19. Jahrhundert bereits weit verbreiteten Ausdrucks angesehen werden — sofern man nicht unterstellt (wozu bei der allgemeinen Beachtung solcher Schriftsteller wie Ure in der modernen Industriesoziologie kein Anlaß besteht), daß diese Tatsache übersehen worden wäre.

II.

Freilich läßt der Vergleich von zeitgenössischen Schilderungen der »automatischen Fabrik« jenes älteren Typs mit der popu-

2) Vgl. vor allem: Automation, Materialien zur Beurteilung der ökonomischen und sozialen Folgen, Frankfurt 1956; vgl. NPL, II/1957, Sp. 374 ff.

lären Darstellung, die John Diebold³⁾ unter demselben eingängigen, aber sachlich zu eng gefaßten Titel veröffentlicht hat, besonders deutlich erkennen, welche tiefgreifenden Wandlungen sich vollzogen haben. Auch wenn es diesem Autor nicht um sensationelle Einzeltatsachen geht, wie sie beispielsweise von Rolf Strehl⁴⁾ und mit betont kulturkritischer Absicht von Robert Jungk⁵⁾ zusammengetragen worden sind, sondern um »die Probleme struktureller Änderungen«, denen man (damals) »noch die wenigste Aufmerksamkeit geschenkt« habe, vermag sein nüchterner Bericht bei Laien, an die er sich ja in erster Linie wendet, gewiß eine von Kapitel zu Kapitel steigende Spannung zu erregen wie wohl kaum ein Buch aus der Gattung der *science fiction*, zumal auch über die technischen Aspekte (den Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Kontrollen, zwischen Analog-Kalkulatoren und Numerischen Kalkulatoren und dergl.) einiges gesagt wird. Als eine noch populärer gehaltene Ergänzung vornehmlich in technischer Hinsicht zu D.s Schrift sind an dieser Stelle die Betrachtungen seines deutschen Übersetzers Kurt K. Doberer⁶⁾ zu erwähnen. Wem etwa die Andeutung Diebolds über die Struktur des der Arbeitsweise der »Elektronengehirne« zugrunde liegenden binarischen Zahlensystems dunkel bleiben sollte, dem wird von D. in einem entsprechenden Abschnitt vorgeführt: »181 im Dezimalsystem heißt auf binarisch 10110101«; und wem auch das trotz der folgenden Erläuterungen noch zu kompliziert ist, den mag die Versicherung trösten, daß »die ganze Prozedur ... in der simplen Litanei Ja-Nein-Ja-Nein-Ja-Ja« bestehe. Auf diese Weise hat es

der kenntnisreiche Verf. durchgehend verstanden, voraussetzungslos einem breiteren Publikum wohldosierte, bisweilen polemisch aufbereitete Informationen aus dem weiten Feld der Automatisierung zugänglich zu machen. Daß er dabei auf soziale Fragen nur wenig eingeht, muß nach dem Titel des Buches überraschen, ist aber seinem Zweck nach durchaus als Vorzug zu werten.

Das einführende Standardwerk von Diebold hingegen trägt in umgekehrter Gewichtung den sozialen Problemen weitgehend Rechnung. Über den technischen Bereich führen bereits solche Bemerkungen hinaus wie die, daß es sich in manchen (von D. exemplarisch erörterten) Fällen als erforderlich erweise, nicht nur das Produktionsverfahren, sondern auch das Produkt selbst für die Automatisierung neu zu konzipieren; und es ist voll auf verständlich, daß man an Hand seiner Darlegungen über die Notwendigkeit eines derartigen »Umdenkens« versucht hat, die fließende Grenze zwischen »Evolution« und »Revolution« wenigstens in technisch-ökonomischer Beziehung festzulegen⁷⁾. Bemerkenswerterweise hütet sich D. jedoch im Unterschied zu anderen Autoren vor der Folgerung, daß nunmehr die herkömmliche Auffassung vom instrumental Charakter der Technik für die Zwecke des wirtschaftenden Menschen prinzipiell erschüttert oder gar in Allgemeinheit aufgehoben sei. Gleichwohl eröffnet das von D. teils nachgewiesene, teils erst postulierte »Neuüberdenken auf einer außerordentlich breiten Grundlage« doch im einzelnen erstaunliche Perspektiven, in die der Verf. auch Büro und Verwaltung einbezieht. Dieser Bereich werde seiner Ansicht nach »die rascheste, aus-

3) John Diebold, *Automation, The Advent of the Automatic Factory*; dt. Ausg.: *Die automatische Fabrik, Ihre industriellen und sozialen Probleme*. 245 S., Nest Verlag, Nürnberg 1954.

4) *Die Roboter sind unter uns*, Oldenburg 1952.

5) *Die Zukunft hat schon begonnen*, Stuttgart-Hamburg 1952.

6) Kurt K. Doberer, *Sinn und Zukunft der Automation*. 215 S., Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 1958.

7) So Herbert B. Schmidt in seinem Diskussionsbeitrag für die Frankfurter Tagung der List-Gesellschaft.

gedehnteste und fruchtbringendste Anwendung der neuen Technologie erleben« — eine Vermutung, die in Deutschland für den partiellen Sektor des Großversandes von Theo Pirker insofern bestätigt wurde, als hier »eine Umkehrung des allgemein angenommenen Verlaufs der Einführung der Automation (von der Produktion in die Verwaltung)« festzustellen war⁸⁾.

Während naturgemäß für die im Gefolge des »automatisierten Büros« auftretenden sozialen Probleme keine historischen Vergleichsmöglichkeiten mit Verhältnissen des 19. Jahrhunderts bestehen, drängen sie sich dem deutschen Leser D.s vielleicht am stärksten bei den Bemerkungen über die Automatisierung in den Entwicklungsgebieten auf. Denn wenn auch nicht verkannt werden darf, daß das deutsche Gewerbe in seiner Entwicklung bis an die Schwelle der Industrialisierung, etwa durch die Jahrhunderte währende Präformation in vorindustriellen Industriegebieten⁹⁾, ganz andere Voraussetzungen für den im Hinblick auf solche Kontinuität mit Recht nur »industriellen Ausbau«¹⁰⁾ genannten Vorgang geboten hat als die heutigen Entwicklungsländer, besteht für sie gegenüber den altindustriellen Staaten doch ein analoges Problem der strukturellen Phasenverschiebung, wie es für das vorindustrielle Deutschland mit der Rückständigkeit der ökonomischen Mentalität breiter Bevölkerungsschichten, dem Kapitalmangel, der unzulänglichen Verkehrserschließung usw. im Vergleich namentlich zu England gegeben war und bezeichnenderweise von einem englischen Beobachter der deutschen Zu-

stände am überzeugendsten dargestellt worden ist¹¹⁾. Es ist daher mehr als eine Assoziation, wenn man die sozialkritischen Argumente, die in Deutschland vor der Mitte des 19. Jahrhunderts etwa unter dem Stichwort »Pauperismus und Industrie« für die Industrialisierung als Mittel zur Überwindung der spezifischen Notzustände in überfüllten Gebieten vorgebracht wurden, nunmehr *mutatis mutandis* auf die Entwicklungsländer überträgt: in der Tat sollen in manchen dieser Länder Autoren wie Friedrich List neuerdings geradezu entdeckt worden sein.

III.

Ohne Zweifel hat die gemeinverständliche Darstellung D.s das ihre dazu beigetragen, daß sich die »Automatisierung« zu einem publizistischen Ärgernis auswachsen konnte (»...allzu viele kochen jetzt ihr Süsschen an diesem Feuer«, bemerkte Schelsky 1957, als sie zum Gegenstand hurtiger Tagesschriftstellerei geworden war¹²⁾). Während sich manch einer in bloßen Spekulationen über die vermeintlich oder tatsächlich durch die Automatisierung eröffneten Möglichkeiten verlor, schlug eine hochqualifizierte Minderheit die entgegengesetzte Richtung ein und bemühte sich in einer Art von Grundlagenforschung um die Klärung elementarer Kategorien. Diese Arbeiten sind also grundsätzlich zu unterscheiden von allen Versuchen zum »Entwurf eines technologischen Weltbildes« oder wie man sonst deren Absichten umschreiben mag; vielmehr geht es um die Voraussetzungen zur adäquaten Erfassung und Beschreibung einer Welt, in der die neue Technologie aufgetreten ist und mit ihrer Grundwissenschaft, der Kybernetik, traditionelle Kategorien des Denkens radikaler in Frage zu stellen vermochte als Relativitäts- und Quantentheorie.

8) s. u. Sp. 407 f.

9) Vgl. z. B. Walter Dietz, Die Wuppertaler Garnnahrung, Geschichte der Industrie und des Handels von Elberfeld und Barmen 1400 bis 1800, Neustadt a. d. Aisch 1957.

10) Vgl. Hans Linde, Das Königreich Hannover an der Schwelle des Industriezeitalters, in: „Neues Archiv für Niedersachsen“, H. 24 (1951), S. 413 ff.

11) T. C. Banfield, Industry of the Rhine, 2 Bde. London 1846/48.

12) Helmut Schelsky, Die sozialen Folgen der Automatisierung. Düsseldorf-Köln 1957 (vgl. u. Sp. 401 ff.).

Vermutlich würde eine solche Andeutung der Intentionen dieser Arbeiten: die Entwicklung neuer Kategorien zur Erfassung und Beschreibung der Welt, von einem der wenigen deutschen Autoren, die in diesem Zusammenhang genannt werden können, noch als ein Irrtum »nach der konservativen Seite hin« abgelehnt werden. Denn Gotthard Günther¹³⁾, der bezeichnenderweise die Anregungen zu seiner Studie in den USA empfangen hatte und nur vorübergehend als Gastprofessor nach Deutschland zurückgekehrt war, weist auf der Grundlage der Forschungen Norbert Wieners und dessen Schule nach, daß die klassische dualistische Metaphysik mit ihren Gegenüberstellungen von Objekt und Subjekt, Sein und Denken, Materie und Geist u. ä. Begriffspaaren nicht mehr genüge, weil ein Bereich von Phänomenen erkennbar geworden sei, der sich in das überlieferte Schema nicht einordnen lasse. Es handelt sich bei G.s Essay also nicht um eine Fortsetzung des aus der Philosophiegeschichte bekannten Dialogs zwischen Dualisten und Monisten, sondern um die Entwicklung einer »dreiwertigen Metaphysik«. In ihr werde zwar die klassische Idee von Objekt und Objektivität unangreifbar und damit auch die zweiwertige Logik insoweit gültig bleiben, als objektive Strukturen allein zu Diskussionen stünden; aber aus der herkömmlichen Dimension der Subjektivität müsse der »Reflexionsprozeß« ausgegliedert und in seiner Eigenständigkeit anerkannt werden. Das kybernetische Schema mit seinen drei Grundkomponenten: »Objekt — Reflexionsprozeß — Subjekt« gestattet auch eine neue inhaltliche Interpretation der nichtaristotelischen, mehrwertigen Logik, die bei G. mithin nicht etwa wie in der Logistik Oskar Beckers durch Berücksich-

tigung der Modalitäten neben den beiden Wahrheitswerten »Wahrheit« und »Falschheit« im Sinne Freges gewonnen wird. Es ist hier nicht der Ort, auf die philosophischen Implikationen dieser Theorie näher einzugehen. Auch soll ohne nähere Begründung lediglich noch die Vermutung geäußert werden, daß, freilich nur sehr mittelbar, die Einsichten G.s auch der theoretischen Soziologie von Nutzen sein dürften, zumal sogar von ihren älteren Vertretern¹⁴⁾ (dort zumeist in stillschweigender Anlehnung an eine von Werken wie Cassirers »Substanzbegriff und Funktionsbegriff« repräsentierte Richtung, aber unter Vernachlässigung jüngerer, namentlich vom Wiener Kreis und verwandten Schulen erarbeiteter Erkenntnisse) mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit der Überwindung eines ausschließlich an der Sprache und ihrer Subjekt-Objekt-Spaltung orientierten Denkens sowie mit der Definition des Gegenstandsbereichs der Soziologie durch die »Kommunikation« strukturverwandte Probleme dargestellt und damit im Rahmen einer empirischen Wissenschaft Bestrebungen verfolgt werden, die sich mit den Absichten der Fundamentalanalysen G.s fruchtbar verbinden könnten.

IV.

Neben den Büchern von Diebold und Günther vertreten einen dritten, ebenfalls eingewichtigen Typ von Veröffentlichungen zur Automatisierung die Schriften solcher Autoren, die als Wissenschaftler zugleich der politischen Opposition in der Bundesrepublik nahestehen oder zu ihren maßgebenden Persönlichkeiten ge-

14) Als Beispiel sei hier nur Max Graf Solms genannt, dessen Analytische Gesellschaftslehre, Tübingen 1937, besonders beweiskräftig ist, da sie mit Schelsky (Ortsbestimmung der deutschen Soziologie, Düsseldorf-Köln, S. 90 f.) zu den »späten Kodifizierungen des Wissens und Denkens der 20er Jahre« gerechnet werden darf und die Sonderprobleme, die »unser Zeitalter der sog. »Elektronengehirne« aufwirft«, absichtlich noch ausklammert (S. 25).

13) Gotthard Günther, Das Bewußtsein der Maschinen, Eine Metaphysik der Kybernetik. 107 S., Agis Verlag, Krefeld-Baden-Baden 1957.

hören. Bei ihnen verbindet sich wissenschaftliches Erkenntnisstreben mit Sozialkritik in einem ganz prägnanten Sinne, wie es ja überhaupt zu den bemerkenswertesten Erscheinungen in der kurzen Geschichte der Bundesrepublik gehört, daß der zunehmenden Aktivität der Opposition auf Bundesebene das Bemühen um wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzungen mit den großen Fragen unserer Zeit vorausgegangen ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hierin eine zeitgemäße Wiederaufnahme der Tradition des seit den Arbeiterbildungsvereinen spezifisch engen Verhältnisses der Arbeiterbewegung zur Wissenschaft erblickt; man kann sogar der alten Parole, daß Wissen Macht sei, einen neuen, der Abhängigkeit des politischen Geschehens vom Stand der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Anwendung entsprechenden Sinn geben, der um so berechtigter wäre, wenn er sich von gewissen, ebenfalls traditionellen szientistischen Überschätzungen freihielte.

In Rücksicht auf den involvierten politischen Gestaltungswillen sind andersartige Interpretationsmaßstäbe erforderlich, wenn man Gehalt und Intentionen der sozialkritisch unmittelbar relevanten einschlägigen Äußerungen von seiten der Opposition verstehen und würdigen will. Auch bestimmen nach einer bemerkenswerten, von der Soziologie systematisch noch nicht ausgewerteten These Carl Schmitts jeweils Rahmen und Ort die Topoi des Redens: die einer politischen Versammlung sind andere oder anders zu werten als die eines wissenschaftlichen Kongresses u. s. f.¹⁵⁾ Wenn daher eine Formulierung wie die von Heinz Mann, daß die Elektronenröhre »der Träger« der heute im Gang befindlichen »dritten technisch-industriellen Revolu-

tion«¹⁶⁾ sei, als eine in rein wissenschaftlichem Zusammenhang kaum mehr vertretbare Metapher erscheint, so vermag das verwandte Bild einer »Revolution der Roboter« solche Bedenken kaum zu erregen, wenn es als Titel einer Vortragsreihe gewählt worden ist, deren Veranstalter bewußt die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf die aus der »sprunghaft fortschreitenden Automatisierung« resultierenden Probleme lenken wollten¹⁷⁾.

Übrigens ist diese Veröffentlichung (in dem Beitrag von Alwin Walther über »Moderne Rechenanlagen als Muster und als Kernstück einer vollautomatisierten Fabrik«) ebenso wie das Buch von Dobner mit Abbildungen ausgestattet. Daß sie, anders als die schematisierten Skizzen, dem Betrachter nicht allzuviel zu sagen vermögen, ist kein Zufall. Man vergleiche aber einmal bei Walther die Photographien einer Transferstraße oder einer vollautomatischen Motorkolbenfertigung mit Illustrationen in den Darstellungen der »automatischen Fabrik« des frühen Industrialismus, etwa bei Ure, und man wird sofort eines wesentlichen strukturellen Unterschiedes gewahr werden. Denn die von Ure als Grundsatz des Fabriksystems beschriebene »Trennung eines Verfahrens oder Prozesses in seine wesentlich konstituierenden Bestandteile«¹⁸⁾, die mit der Einführung »automatischer Maschinerie« die Arbeitsteilung im Sinne von Adam Smith ersetzt habe, ist aus einigen Illustrationen unmittelbar zu erkennen, während für moderne automatische Verfahren die gegenläufige Kon-

15) Vgl. *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus Publicum Europaeum*, Köln 1950, S. 20, Anm. 1.

16) Sozialstruktur im Allgemeinen, in: Alfred Weber u. a., *Einführung in die Soziologie*, München 1956, S. 276.

17) *Revolution der Roboter*, Untersuchungen über Probleme der Automatisierung, Vortragsreihe der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Akademiker München, 198 S., Isar Verlag, München 1956.

18) Übersetzung hier zitiert nach dem von Friedrich Fürstenberg (*Industriesozologie. Vorläufer und Frühzeit 1835–1934*, Neuwied 1959, S. 31 ff.) wieder veröffentlichten Teil der deutschen Ausgabe von 1835.

zeption einer möglichst weitgehenden Reintegration der Arbeitsvorgänge bis zum technischen (aber nicht notwendig auch ökonomischen) Optimum einer »Maschine als totaler Produktionseinheit« (Diebold) charakteristisch ist und eben deswegen Abbildungen im gleichen Grad abstrakt-unanschaulich werden müssen. Bereits in den anschließenden Vorträgen von Friedrich Pollock (»Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Automatisierung«) und Alfred Marchionini (»Die Entwicklung der Zivilisationskrankheiten«) werden wissenschaftliche Erkenntnisse unmittelbar in wirtschafts- und sozialpolitische Forderungen umgesetzt. So plädiert Marchionini als Arzt u. a. nachdrücklich für die Fünftagewoche mit absolut arbeitsfreiem Wochenende »für uns alle«. Das komplementäre Problem einer »Bewältigung der Freizeit« hat dann Alfred Weber in seiner bekannten temperamentvollen Art abgehandelt. Dem Schlußreferat Fritz Erlers verdankt die Öffentlichkeit ähnlich prinzipielle Erklärungen über die Ziele, welche »Der Sozialismus in der Epoche der zweiten industriellen Revolution« sich gesetzt hat, wie den Ausführungen Leo Brandts und Carlo Schmid's auf dem Münchener Parteitag 1956^{18a}).

Beide Referate beginnen mit einer Prüfung der Frage, ob die Automatisierung an sich, als technische Erscheinung, und vor allem in ihren gesellschaftlichen Auswirkungen als »organische Entwicklung oder Revolution« zu deuten sei, wie Carlo Schmid die Alternative im Rückblick auf die erste industrielle Revolution formuliert hat. Nun liegt es, ganz abgesehen von dem von Leo Brandt kurz erwähnten »wissenschaftlichen Streit, ob man eine erste und eine zweite industrielle Revo-

lution deutlich voneinander unterscheiden kann«, auf der Hand, daß dem Appell an die Mitglieder der Partei (»Die Arbeiterbewegung steht vor neuen Aufgaben...«) wie auch den von der Partei vertretenen Forderungen ein um so größerer Nachdruck verliehen werden kann, je schärfer der technologischen und vollends der sozialen Evolutionstheorie widersprochen wird: Durch die neuen Gegebenheiten auf technischem Gebiet »kann nicht nur mehr und nicht nur schneller produziert werden — es muß dann anders produziert werden. Und gerade dieses 'anders' wirkt sich auf die Gesellschaft, den Menschen und auf die Politik als umwälzender, als revolutionierender Faktor aus« (Carlo Schmid).

Und es mögen wiederum zusätzliche, politische Motive mitbestimmend gewesen sein, wenn beide Verf. mit solcher Entscheidung die durch die Automatisierung und die Nutzung atomarer Energie eingeleitete neue Industrialisierungsphase nach amerikanischem Vorbild als »die zweite industrielle Revolution« ansprechen, obschon dieser Ausdruck in der älteren Terminologie von Georges Friedmann u. a. bereits festgelegt worden ist: Er wurde dort bekanntlich definiert für jene etwa um 1900 beginnende Industrialisierungsstufe, die durch die breitere Verwendung des Elektro- und später des Explosionsmotors sowie vor allem durch die Ausweitung der Rationalisierung von den Vor- und Nachstufen der Produktion auf die Arbeitsverrichtungen und die Arbeitsorganisation gekennzeichnet ist. »Aber alles dies hielt sich noch innerhalb des Koordinatensystems, innerhalb dessen die Epoche sich selber begriff« (Carlo Schmid). Demgegenüber halten manche Autoren (z. B. Heinz Markmann) an der herkömmlichen Periodisierung fest und lassen die Zäsur minder scharf erscheinen, indem sie von einer »dritten technisch-industriellen Revolution« sprechen.

18a) Leo Brandt, Die zweite industrielle Revolution, Carlo Schmid, Mensch und Technik, Die sozialen und kulturellen Probleme im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. 64 S., Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH., Berlin—Hannover 1956.

Auf der anderen Seite hat die im Wesen der parlamentarischen Demokratie liegende Chance, daß die Opposition von heute die Regierung von morgen stellen kann, sicherlich auch dazu beigetragen, daß B. wie Sch. bei aller Betonung traditioneller Ziele der Arbeiterbewegung mit neuen, von der Automatisierung angebotenen Argumenten doch namentlich in ihren Planungsforderungen nicht so weit gehen, wie dies bei Wissenschaftlern, die nicht zugleich als Politiker sprechen, bisweilen beobachtet werden kann. Die auf dem Münchener Parteitag an die Adresse der Öffentlichkeit gerichtete Erklärung B.s: »...wir schätzen persönliche Initiative und denken nicht daran, die Produktion einem Beamtenapparat in die Hände zu spielen«, entspricht der wirtschaftspolitischen Grundauffassung des modernen freiheitlichen Sozialismus, derzufolge eine optimale Manipulation der makroökonomischen Relationen durch den Staat nicht auch schon die Herstellung partieller Gleichgewichte garantieren könne wie auch umgekehrt nicht von den mikroökonomischen Gleichgewichtsbedingungen bereits auf ein gesamtwirtschaftliches Gleichgewicht geschlossen werden dürfe, daß vielmehr zu fragen sei, »wie wir ‚das Beste aus beiden Welten‘ zusammenbringen« können (Karl Schiller¹⁹).

Desgleichen sind die von Sch. im »Vertrauen auf die gesellschaftsbildende Kraft der industriellen Entwicklung« ausgesprochenen Erwartungen einer in solchem Umfang erstmals möglich erscheinenden Humanisierung der Arbeitswelt und letztlich einer Aufhebung der Selbstentfremdung des Menschen nicht mehr wie bei Marx an den revolutionären Sprung aus

dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit gebunden, wohl aber

19) Einige Bemerkungen über Modelltheorie und Wirtschaftsgestaltung, in: „Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik“, IV. J., Fests Ausgabe für Eduard Heilmann zum 70. Geburtstage, Tübingen 1959, S. 270 ff.

wiederum an die bewußte Meisterung der nur als Übergangsschwierigkeiten angesehenen sozialen Spannungen im Gefolge der Automatisierung durch »einen sozialistischen Staat«. Nicht zuletzt müßte sich auch bei uns der Staat, wie gerade Sch. seither immer wieder gemahnt hat, des Erziehungs- und Bildungswesens stärker annehmen — auch dies übrigens eine Forderung, die bereits im frühen 19. Jahrhundert in einem der damaligen Situation entsprechenden Umfang von der liberalen Sozialkritik oft erhoben worden ist.

Daß die »Selbstentfremdung« — bei Marx aus der Arbeitsteilung abgeleitet und an sie gebunden, heute aber natürlich nicht mehr in diesem radikalen Sinne gemeint — in einem ursprünglichen und spezifischen Zusammenhang mit dem Phänomen politischer Herrschaft steht, wird in der Automatisierungsdebatte immer dann besonders deutlich, wenn in pessimistischen Prognosen der künftigen Gesellschaftsentwicklung mit der Befürchtung einer neuerlichen, verschärften »Selbstentfremdung« die Vision einer neuen Art von Herrschaft, ausgeübt von »Technokraten« über »die graue Mehrheit jener, die nichts als Allerweltsqualifikationen anzubieten haben« (Pollock²⁰), heraufbeschworen wird. Bei der Erörterung dieser Gefahren wirft Sch. »das Problem der Funktionsfähigkeit der heutigen Methoden politischer Demokratie« auf, das er hier unter Verzicht auf nähere Prüfung verfassungspolitischer oder anderer institutioneller Lösungsvorschläge vor allem als politisch-pädagogische Aufgabe skizziert: es gelte, »in den Menschen die geistigen Werte der Demokratie so lebendig zu machen, daß das Bewußtsein ihrer Unverzichtbarkeit die Menschen gegen die Versuchungen, die in der Perfektion der Technik liegen, immunisieren kann«.

20) Automation, S. 105.

V.

Da politische Fernwirkungen einer fortschreitenden Automatisierung von ihren unmittelbaren und früher eintretenden sozialen Folgen im engeren Sinne abhängen werden, lassen sich in jener Hinsicht zwar schärfer, in dieser aber sinnvoller die vorbehaltlos von keiner Seite vertretenen »pessimistischen« und »optimistischen« Einstellungen und Prognosen unterscheiden. Sie sind von Helmut Schelsky²¹⁾ systematisch nach den wichtigsten Fragekomplexen geordnet und einander gegenübergestellt worden. Mit dieser Zusammenfassung hat Sch. die Phase vorgreifender Reflexionen über die »Zukunftsaspekte der industriellen Gesellschaft«, die er selbst mit einem erstmals 1954 unter diesem Titel erschienenen Aufsatz mit eröffnet hat²²⁾, zu einem gewissen Abschluß bringen wollen. Wer auch nur zum Teil die älteren deutschen Veröffentlichungen zur Automatisierung verfolgen konnte, wird seiner Behauptung voll zustimmen, daß auf jenem Wege keine wesentlichen Einsichten mehr zu gewinnen seien; stattdessen empfiehlt er nicht zuletzt im Interesse der Praxis, konkrete empirische Untersuchungen zu veranstalten. Damit wird der deutschen sozialwissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiet eine Richtung gewiesen, der auf der Ebene politisch-gesellschaftlicher Auseinandersetzungen die nüchtern-pragmatische Einschätzung der Automatisierung durch maßgebliche Vertreter der amerikanischen, britischen und deutschen Gewerkschaftsbewegung entspricht. Denn auch die deutschen Gewerkschaften verstehen in wohlabgewogener Stellungnahme die Automatisierung als »die logische Fortsetzung des schon seit langem

im Gang befindlichen Mechanisierungsprozesses«²³⁾. Solche Äußerungen dürfen heute ungleich stärker als ähnliche Thesen von gewerkschaftlicher Seite zur arbeitstechnischen Rationalisierung in der Zeit der Weimarer Republik²⁴⁾ als Anzeichen dafür gewertet werden, daß die deutschen Gewerkschaften (wie damals schon die österreichischen) zu einem Durchbruch nach vorn aus jenem Dilemma entschlossen sind, in dem sie sich mit der grundsätzlichen Bejahung des ökonomisch-technischen Fortschritts im Interesse der gesamten Arbeitnehmer-schaft bei gleichzeitig erforderlicher Interessenwahrnehmung zugunsten der von diesem Fortschritt unmittelbar bedrohten oder geschädigten Arbeitnehmergruppen naturgemäß befinden. Hier ist exemplarisch aber auch zu erkennen, wie eng die sozialen Probleme der Automatisierung mit anderen Fragen verflochten sind. Denn das skizzierte Dilemma ist seinerseits nur ein Symptom der durch die Industriegesellschaftliche Gesamtentwicklung bedingten »Anpassungskrise« der Gewerkschaftsbewegung, zu deren Überwindung — nach einer Stimme aus dem Wirtschaftswissenschaftlichen Institut der Gewerkschaften — ein neuer, von ideologischen oder organisatorischen Rücksichten unbehinderter Revisionismus geboten erscheint²⁵⁾.

Der Rückblick auf die zwanziger Jahre aber zeigt, wie weit heute bereits die zweifellos gegen widerstrebende Kräfte im eigenen Lager noch radikaler prokla-

21) Helmut Schelsky, Die sozialen Folgen der Automatisierung, 48 S., Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln 1957.

22) In: „Merkur“, H. 71 (Jan. 1954); zuletzt wiederabgedruckt als Vorspann und Gegenstück zu der titelgebenden Abhandlung in der Schrift von 1957.

23) Hier zitiert nach Schelsky, aaO., S. 44; vgl. auch: Arbeitnehmer und Automation, Ergebnisse einer Arbeitstagung des Deutschen Gewerkschaftsbundes am 23. und 24. Januar 1958 in Essen. Hrsg. v. DGB, Düsseldorf.

24) Vgl. Hans-Georg Meyer, Die unternehmerische Arbeitspolitik in der publizistischen Stellungnahme der freien Gewerkschaften in der Zeit von 1919 bis 1933. Diss. rer. pol. Hamburg 1959.

25) Vgl. Alfred Christmann, Die Gewerkschaften in der industriellen Gesellschaft, Versuch einer Standortbestimmung, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. V. Jahr, Tübingen 1960, S. 125 ff.

mierte Entideologisierung der Gewerkschaften fortgeschritten ist. Ihr gegenüber müssen manche Voraussagen der sozialen Folgen der Automatisierung von wissenschaftlicher Seite geradezu ideologiefangen erscheinen. Freilich beschränkt sich die höchst fragwürdige Rolle der Wissenschaft als Produzent von Ideologien — fragwürdig deswegen, weil sie damit ihre kritisch-diagnostischen Aufgaben in unzulässiger Weise überschreitet — keineswegs auf den Automatisierungskomplex; nur wird sie in diesem Bereich besonders sichtbar, weil man hier von vornherein auf zu schmaler Basis zu »intellektuellen Überforderungen« (Schelsky) gelangt ist. Daher verbindet Sch. die Forderung nach empirischen Untersuchungen mit der allgemeineren soziologischen Aufgabenstellung, die Bewußtseinsbildung über die Automatisierung zu kontrollieren und, wenn möglich, zu lenken.

Hierzu leistet er im Zusammenhang mit seinem referierenden Überblick über den damaligen Stand der Erörterungen bereits einen Beitrag in dreifacher Hinsicht: 1. überprüft er die historische Parallelisierung mit der ersten industriellen Revolution, und er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die Revolutionsvorstellung sachlich unbegründet sei, zumal die Automatisierung die mit dem Aufkommen der Massenproduktion und des Massenkonsums nach dem ersten Weltkrieg entstandenen Tendenzen nur verstärke; überhaupt könne man nicht im Hinblick auf die Automatisierung allein, sondern am ehesten noch aus dem Zusammenwirken an sich bekannter, aber in ihrer Entwicklung beschleunigter industrieller und sozialer Erscheinungen die These von der Entstehung einer neuen Lage im Sinne des Umschlagens der Quantität in die Qualität rechtfertigen. 2. weist Sch. nach, daß und in welchem Ausmaß bei den Versuchen, mit der Automatisierung die Notwendigkeit einer bestimmten Wirtschafts-

und Gesellschaftsverfassung zu begründen, die bekannten ideologischen Positionen in der Wirtschaftsordnungsdebatte aktualisiert worden sind. 3. gibt er gegenüber der Behauptung von einer angeblich drohenden totalitären »Herrschaft der Technokraten« zu bedenken, daß alle bisherigen totalitären Systeme und Gefährdungen der demokratischen Staatsordnung primär von entsprechenden Ideologien und politischen Willensbildungen und Kräften ausgegangen seien. Besondere Beachtung verdient die von ihm in diesem Zusammenhang nur beiläufig ausgesprochene Vermutung, daß man zu einer realistischen Deutung der Führungsstruktur der von modernen technischen Apparaten erfüllten und von technischen Notwendigkeiten bedrängten Staaten und Gesellschaften erst käme, wenn man sowohl den Begriff der Herrschaft als auch den einer herrschenden Klasse als antiquiert fallen ließe. Es ist zu hoffen, daß auch dieser Hinweis von künftiger empirischer Forschung ernst genommen wird, zumal er kontrovers zu den Impulsen steht, mit denen Ralf Dahrendorf im selben Jahr die Klassendiskussion neu belebt hat ²⁶⁾.

VI.

Daß in der breiten amerikanischen Literatur zur Automatisierung Spekulation und Empirie von vornherein nebeneinander aufgetreten und oft auch bei ein und demselben Schriftsteller ohne Abgrenzung anzutreffen sind, zeigt bereits das Buch Diebolds. Ebenso vereinigen sich beide Tendenzen in dem von Howard Boone Jacobson und Joseph S. Roucek ²⁷⁾ herausgegebene Sammelband, der Beiträge von 31 Autoren, den Bericht

26) Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft, Stuttgart 1957.

27) Howard Boone Jacobson u. Joseph S. Roucek, *Automation and Society*. 553 S., Philosophical Library, New York 1959.

eines Kongreßausschusses sowie 37 kurze Einzelfallstudien zur Automatisierung in den USA und Canada enthält. Nach einer begriffsgeschichtlichen Studie werden im zweiten Abschnitt Anwendungen der neuen Technik auf verschiedenen Gebieten dargestellt, während im dritten (»Automation and Responsibility«) und im vierten (»Automation and Society«) naturgemäß der spekulative Einschlag sich wieder stärker bemerkbar macht. Wenn auch die Erkenntnisse und Meinungen so vieler Autoren nicht referierend auf einen Nenner gebracht werden können, so ist doch ein Überwiegen der »realistischen« (und das heißt bezeichnenderweise auch: »evolutionären«) Auffassungen in Verbindung mit optimistischen (vom Fortschrittsgedanken bestimmten) Einschätzungen festzustellen. Für den deutschen Leser wird das diesem Buch im Anhang beigegebene »Automation Dictionary« von besonderem Wert sein, bei dem man nur bedauern kann, daß es mit seinen 52 Seiten nicht noch umfassender ausgefallen ist.

Auch die jüngste deutsche Publikation von Gewicht, die unter dem Titel »Aspekte der Automation« die für die Frankfurter Tagung der List-Gesellschaft (Oktober 1957) erstellten Gutachten und die Tagungsprotokolle zusammenfaßt²⁸⁾, hinterläßt einen ähnlich ambivalenten Eindruck, wie ihn offensichtlich auch die Konferenzteilnehmer selbst gewonnen haben. Wie wenig sinnvoll globale Thesen über »die« Automatisierung sind, geht vor allem aus den Gutachten hervor. Während M. Rainer Lepsius für die elektro-technische Industrie zu dem Ergebnis kommt, daß dort »der Automatisierungsprozeß durchaus evolutionär, sich

schrittweise aus bisherigen Fertigungsstufen entwickelnd und diese umformend« verlaufe, also »keinen Strukturwandel ausgelöst« habe, zeichnet sich nach Marius Hammer in der europäischen Automobilindustrie vor allem mit der Reintegration der Grundfunktionen durch den Einsatz von Transfermaschinen »der Beginn eines abermaligen tiefgreifenden Wandels des Maschinen- und Arbeitscharakters« ab. Besonders aufschlußreich wird die Gegenüberstellung dieser ersten beiden Gutachten, wenn man bedenkt, daß H. mit der Automobilindustrie sozusagen den klassischen Anwendungstyp der Automatisierung untersucht hat und daher von ihm Ergebnisse zu erwarten waren, die noch am ehesten gegen die technische oder soziale Evolutionsthese hätten sprechen können.

Gleichwohl verzichtet H. auf eine solche Zusammenfassung; vielmehr formuliert er am Schluß seiner Arbeit sehr differenzierte Feststellungen, die nicht geeignet sind, nachträglich die empirische Rechtfertigung für die bekannten simplifizierenden Prognosen über das Schicksal der Arbeitnehmer in automatisierten Industrien abzugeben. Somit legt diese erste Konfrontation zumindest die Vermutung nahe, daß eindeutige Aussagen allenfalls diejenigen Industrien zulassen, bei denen von einem »revolutionären Umbruch« nicht einmal in technischer, geschweige denn in sozialer Hinsicht die Rede sein kann. Diese Annahme wird durch die beiden folgenden Gutachten bestätigt. Denn über die erdölverarbeitende Industrie hat Hans-Joachim Knebel befunden, daß ihre Technologie »seit den 30er Jahren keine grundsätzlichen Wandlungen durchgemacht« habe; »sie befand sich vielmehr bereits damals in einem Stadium, das als ‚Halbautomatisierung‘ zu bezeichnen wäre«. Diese Tatsache schließe alle auf Veränderungen zielenden Feststellungen von vornherein aus (zumal

28) Aspekte der Automation, Die Frankfurter Tagung der List-Gesellschaft, Gutachten und Protokolle, Im Auftrage der List-Gesellschaft e. V. hrsg. v. Harry W. Zimmermann. X, 409 S., Kyklos Verlag, Basel, u. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1960.

in dieser Industrie die Aussichten für eine Vollautomatisierung im allgemeinen pessimistisch beurteilt würden). Und vollends gilt für die chemische Industrie nach dem von Paul Rieble unter Mitarbeit von Rudolf Kusnierz verfaßten Gutachten, daß wegen des von Natur aus selbsttätigen Ablaufs chemischer Prozesse die Automatisierung hier »keine Sensation oder gar Revolution« sei, sondern lediglich eine die Vor- und Aufbereitung sowie das Einstellen und Aufrechterhalten der Reaktionsbedingungen betreffende Stufe der Rationalisierung.

Das anschließende umfangreichste Gutachten in dieser Reihe, das von Theo Pirker über die Rationalisierung und Automation im Großversand vorgelegt worden ist, verdiente aus verschiedenen Gründen eine ausführlichere Würdigung. Denn einmal gelangen hier die Verteilungs- und Dienstleistungssektoren ins Blickfeld, die zwar vergleichsweise, aber doch wohl nicht so »grundsätzlich«, wie der zu ebenso brillanten wie in ihrer Pointierung bisweilen radikalen Formulierungen neigende Verf. erklärt, von der Industriesoziologie vernachlässigt worden sind. Zum anderen gewinnt P. bei der Prüfung der von ihm für den Großversand widerlegten Hypothese, »daß die Automation zuerst große Teile des Sektors der industriellen Produktion erfassen wird, um sodann in einem mehr oder weniger schnellen Tempo auf andere Sektoren der Wirtschaft überzugreifen«, eine ganze Reihe höchst beachtenswerter Einzelergebnisse, auf deren Wiedergabe hier allerdings verzichtet werden muß. Daher nur einige Andeutungen in begrifflicher Hinsicht: P. führt die subtile, sprachlich wenig befriedigende, aber der Sache nach aus dem Vergleich zweier Großversandunternehmen begründete Unterscheidung zwischen Automation und Automatisierung (als der notwendigen Vorstufe) ein; er erweitert den Begriff der Industriali-

sierung, indem er neben der Herstellung von Produkten »die Erstellung von Diensten mit rationellen Methoden unter weitgehender Verwendung von Maschinen« einbezieht; er lehnt den herkömmlich durch Ersatz von Maschinen- durch Handarbeit definierten Mechanisierungsbegriff als dogmatisch begrenzt ab und formuliert folgende Bestimmung: »...es handelt sich um einen mechanisierten Betrieb dann, wenn seine Organisation, der betriebliche Fluß, der größte Teil der Arbeitskräfte und die Gesamtheit der kollektiven Arbeitsanforderungen von Maschinen bestimmt sind.«

Nun ist bei P. die Folgerung, daß man bei solcher Begriffsfassung die vorliegende Veränderung der betrieblichen Gesamtorganisation des Großversandwesens als einen Grad der Mechanisierung bezeichnen könne, gewiß nicht als Hinweis auf ebenso graduell gedeutete gesellschaftliche Wandlungen zu verstehen. Dagegen sprechen seine allgemeinen politisch-sozialen Ansichten, die er auch in seinem Diskussionsbeitrag auf der Frankfurter Tagung keineswegs verleugnet hat. Keiner hat dort so schroff wie er die Revolutionsthese verfochten, keiner so weitgehende Konsequenzen aus ihr gezogen: Mit der Einführung der Automation werde die gewerkschaftliche »Funktion der Selbstdisziplinierung der industriellen Massen in der industriellen Gesellschaft hinfällig. Damit aber wird das System des industriellen Kapitalismus einer seiner wichtigsten institutionellen Voraussetzungen beraubt. Kann man diese Vorgänge mit einem anderen Begriff bezeichnen als dem der Revolution?« Wenn auch in diesen Zitaten plastischer als in ihrer Einbettung bei P. selbst ein gewisser Widerspruch hervortritt zwischen seinem Begriff und seinen Thesen zur Mechanisierung auf der einen Seite und seinen allgemeinen politisch-sozialen Schlüssen auf der anderen, die ja in aller Schärfe be-

tonen, was jene eher verdunkeln könnten, so bietet er doch wie kaum ein zweiter Autor ein Beispiel für jene von Schelsky als »ideologische Überforderung« abgelehnte Denkweise. Sie verdient in diesem Falle um so größere Aufmerksamkeit, als sie von einem höchst verdienstvollen Empiriker an den Tag gelegt wird.

Ogleich das folgende, nur im Auszug veröffentlichte Gutachten Johann H. Rohdes über den Post-Versand wiederum als Stütze für evolutionäre Interpretationen herangezogen werden könnte (»auch hier keine Gefahr erheblicher sozialer Folgen«), läßt es doch einen Vergleich kaum zu, da die besonderen Verhältnisse hier dem Arbeitgeber nach Ansicht des Gutachters gestatten würden, möglicherweise freigesetzte Arbeitskräfte unverzüglich und sogar ohne Umschulung selbst weiterzuverwenden, vor allem aber, weil der Telephondienst als die eigentliche Domäne der Automatisierung im Bereich der Post nicht berücksichtigt werden konnte. Hingegen läßt schon die Anlage des detaillierten Gutachtens, das Burkhart Lutz über die Automatisierung in der öffentlichen Versorgung erstattet hat, erkennen, und die abschließend formulierten »vorläufigen soziologischen Konklusionen« bestätigen vollends, daß auch auf diesem Gebiet die Entwicklung nur in »Etappen« erfolgt. Ohnehin sieht der Verf. bereits die lochkartenmäßige Abrechnung in den kaufmännischen Abteilungen als Beginn der von ihm ganz sachbezogen und daher wenig radikal definierten Automatisierung der Verwaltungsarbeit an. Mit der ebenfalls als Automatisierung bezeichneten Rationalisierungsstufe der Verwendung von Lochkartenanlagen in Büro und Verwaltung befaßt sich auch das letzte Gutachten: Johann Haas hat nach sorgfältiger Beschreibung der Arbeitsorganisation in fünf Firmen sein Augenmerk insbesondere auf psychologische Phänomene ge-

richtet. Mit der These, daß man nicht gewillt sei, sich die Arbeit erleichtern zu lassen, und daß nunmehr nach der Angst vor dem Verlust der Handarbeit durch die Industrialisierung die gleichfalls nicht durch ökonomische Befürchtungen allein erklärliche Angst vor dem Verlust der geistigen Tätigkeit getreten sei, bestätigt er Einsichten, die über den von ihm untersuchten Sachbereich hinaus von Bedeutung sind.

Die vor der List-Gesellschaft gehaltenen Referate von Heinz Kluth (»Automation als Form und Stufe der Rationalisierung«), Georges Friedmann (»Quelques aspects et effets psychologiques et sociaux de l'automation«) und Theodor Wessels (»Das Problem der Automation in volkswirtschaftlicher Sicht«) haben in den anschließenden langen Diskussionen die Meinungen scharf aufeinanderprallen lassen. Insbesondere scheinen die 29 arbeitssoziologischen Thesen Kluths, die in ihrer dichten Formulierung hier nicht nochmals zusammengefaßt werden können, zu einer gewissen Frontenbildung geführt zu haben. Denn bereits in der Intention des Versuchs, die Problematik der Automatisierung von der Arbeitssoziologie aus in den Griff zu bekommen, reflektiert sich die Tatsache (die sogar für die USA in dem Sammelwerk von Jacobson und Roucek noch festgestellt werden mußte), daß sich bislang nicht einmal die Techniker darüber einig sind, welche Stellung und welche Bedeutung der Automatisierung in der Entwicklung der Arbeitsmittel zukommt. Noch weniger wird dann Übereinstimmung der Ansichten von der sozialen Relevanz technischer Veränderungen zu erwarten sein. Es liegt zudem auf der Hand, daß die arbeitssoziologische Betrachtungsweise durch die für sie unerläßliche Berücksichtigung solcher retardierender Momente wie »des Eigengewichts bzw. der Eigengesetzlichkeit der Organisationsstruktur

eines Betriebes gegenüber den auf Veränderungen drängenden Einflüssen der technischen Apparatur« (Kluth) zu einem anderen und, den Gutachten nach, auch wesentlich realistischeren Ergebnis gelangen muß als die der tatsächlichen Entwicklung zumindest vorgreifenden Projekte der Mathematiker und Technologen²⁹⁾. Indessen lassen nicht nur Diskussionsbeiträge wie der Oskar Morgens- terns, der von einem durch John von Neumann erbrachten Beweis für die Möglichkeit der Konstruktion einer Maschine mit der sozusagen *ad infinitum* vererblichen Fähigkeit zur Produktion ihres Duplikats berichtet hat, den temperament- vollen Ausbruch Edgar Salins verständ- lich erscheinen: Insbesondere gegenüber Heinrich Popitz hat er sich von der Auf- fassung distanziert, daß eigentlich »ja gar nichts Neues passiert« sei. Und wenn er in diesem Zusammenhang sich enttäuscht zeigt, daß bislang niemand »eine Bombe« in die viel zu akademisch verlaufende Diskussion geworfen habe, so gewinnt man den Eindruck, daß die soziologischen Meinungsverschiedenheiten über die Automatisierung (wie auch in ähnlichen Fällen) obendrein zu einem Generations- problem in der bekannten umgekehrten,

»unnatürlich« anmutenden Frontstellung geworden sind: Fast ausnahmslos vertre- ten jüngere Forscher Ansichten, die Pir- ker als »konservativ« ablehnt; ein Gelehr- ter wie Salin hingegen, dem nach launi- gem Selbstgeständnis »die beschauliche Weisheit — welchen Alters auch immer — fehlt«, ruft den »Jungen« mit Friedrich List zu: »... bringt den Mut auf zu Blicken in die Zukunft«. Um so beweiskräftiger aber erscheint es für die Richtigkeit der minder radikalen, der behutsamer formu- lierten Deutungen, wenn Salin in seinem Schlußwort erklärt, daß er nach wie vor nur von »einer neuen Etappe der indu- striellen Revolution« sprechen wolle: »Eine ‚zweite‘ industrielle Revolution ha- ben erst politische Simplificateurs daraus gemacht und haben dadurch die Erkennt- nis erschwert, ja verfälscht.« Wen dieses Verdikt treffen sollte, könnte man aller- dings leichter ausmachen, wenn es nicht von dem streitbaren Basler Nationalöko- nomen stammte. Denn die Politiker, die sich als solche jener Ausdrucksweise be- dient hatten, konnten sich in ihren Forde- rungen mit Recht auf Salins Autorität be- rufen. Aber auch Pirker mit seinen extre- men politisch-sozialen Konsequenzen wird kaum gemeint gewesen sein, denn sein Gutachten war das einzige, auf das sich wiederum Salin stützen konnte. Ge- wiß aber waren alle Teilnehmer an der Frankfurter Tagung mit Salin der Mei- nung, »daß wir nicht nur empirisch, son- dern auch theoretisch noch weitgehend im Dunkeln tapen«.

29) Der Ausdruck „Projekte“ ist hier nicht zu- fällig gewählt worden. Denn zu den klassischen Pro- jekten gehörte die damals noch nicht realisierbare Konzeption einer „Denkmaschine“, deren beste lite- rarische Karikatur wir Jonathan Swift verdanken (vgl. Gullivers Reisen, III. Teil, 5. Kap., S. 278 ff. der dt. Ausg., Darmstadt 1958).

Themen und Problematik der neuesten China-Literatur

Gottfried-Karl Kindermann (Freiburg i. Br.)

Im gegenwärtigen deutschsprachigen Schrifttum über zeitgeschichtliche Fragen der internationalen Politik gibt es wohl keinen Bereich, in dem die Quantität des Geschriebenen zur Qualität des Ausgesagten in groteskerem Mißverhältnis steht als bei der Behandlung des Themas »China«. Auf die Interessenten der deutschsprachigen Länder ergießt sich aus Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunkmanuskripten und Büchern — vornehmlich sogenannten Reiseberichten — eine Flut minderwertiger Kommentare über China. Es muß wohl an der großen Entfernung zwischen China und Deutschland liegen, die manche Autoren dazu verführt, phantastisches Wunschenken oder hemmungslose Spekulation über Chinas Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer Weise zu betreiben, die ihren zähen Willen zu einem Wissen ohne Vorwissen und zu eitlen Belehrenwollen ohne Lernenwollen bekundet. Leute, die in ihrem bisherigen Leben noch keinen Gedanken an China verschwendet hatten, dann aber mit einer Reisegesellschaft vierzehn Tage durch China fuhren, kehrten zurück, um Sensationsberichte, etwa unter dem hypothetischen Titel »Der gelbe Drache zwischen Laotse und Mao Tse« (!), zu veröffentlichen, die dann von wißbegierigen Landsleuten mit bedauerlichem Ernst gelesen werden.

Angesichts der ungeheuer gesteigerten Bedeutung Chinas für das Weltgeschehen der Gegenwart liegt in der publizistischen Fehldeutung chinesischer Probleme eine reale Gefahr. In dieser Situation war es von unschätzbarem Wert, daß das unter der Leitung des Gesandten a. D. Martin Fischer stehende Institut für Asienkunde in Hamburg damit begonnen hat, eine

Reihe von Büchern und Schriften herauszugeben, in denen bedeutsame Problemkreise der fernöstlichen, insbesondere aber der chinesischen Politik durch sachkundige Analysen und Dokumentation behandelt werden. Eines der ganz wenigen deutschen Bücher über China, das den qualitativen Vergleich mit Spitzenleistungen der englischsprachigen Chinaliteratur erlaubt, ist die Darstellung Werner Handkes¹⁾. Der Verf. verfügt über die seltene Gabe, die wissenschaftlich wohldokumentierten Ergebnisse seiner mehrjährigen in Hong Kong durchgeführten Untersuchungen in ebenso zwingender wie anschaulicher und interessanter Weise darzulegen. Er vermeidet den Versuch, das Wirtschaftssystem des kommunistischen China als isoliertes Phänomen zu behandeln, sondern stellt es in den Rahmen seiner geschichtlichen Voraussetzungen, seiner geistigen Triebkräfte und seiner Beziehungen zu den Wirtschaftssystemen anderer Staaten. Im Mittelpunkt des Werkes stehen Untersuchungen über Möglichkeiten und Grenzen staatlicher Wirtschaftsplanung, der Kapitalakkumulation, der Verkehrserschließung und der landwirtschaftlichen Entwicklung. Von besonderem Wert und Interesse sind H.s Ausführungen über die Schlüsselstellung des Wasserbaus und seine Hinweise auf die Neustrukturierung des chinesischen Außenhandels, mit denen er den »Mythos von den unbegrenzten Möglichkeiten des China-Marktes« widerlegt. Überaus sympathisch berührt sein immer wieder aufklingendes Verständnis für die Nöte des chinesischen Menschen, auf dem die schier unvorstellbare Last des gegen-

1) Werner Handke, *Die Wirtschaft Chinas, Dogma und Wirklichkeit*. 338 S., Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M. 1969.

wärtigen chinesischen Wirtschaftssystems ruht.

Eine weitere vom Institut für Asienkunde herausgegebene Schrift²⁾ behandelt im Sinne ihres Titels die wirtschaftliche Verflechtung der Volksrepublik China mit der Sowjetunion. Der erste von D. E. Gross vor allem auch auf der Basis sowjetischen und chinesischen Quellenmaterials bearbeitete Teil dieser Schrift beginnt mit einer Übersicht über die Entwicklung der sowjetisch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen seit 1950. In weiteren Abschnitten werden die Währungs- und Zahlungsprobleme zwischen Moskau und Peking, die sowjetischen Kredite an China, die sowjetische Industrialisierungshilfe und die von der Sowjetunion in China errichteten Werke zum Gegenstand übersichtlicher Problemanalysen gemacht. Siebzehn teils im Text, teils im Anhang enthaltene Tabellen, eine Chronologie der sowjetisch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen von 1949—1958, eine Industriekarte sowie ein Anhang mit Schlüsseldokumenten zum Thema der sowjetisch-chinesischen Wirtschaftsbeziehungen seit 1950 ergänzen die Analysen dieser ungleichmäßig nützlichen Studie.

Vom gleichen Institut herausgegeben wurde eine den Zeitraum von 1949—1956 umfassende Sammlung³⁾ der Verträge Chinas mit anderen Staaten. Der erste Teil vermittelt eine chronologisch gegliederte Übersicht über Zeit, Ort und Thematik der in den genannten Zeitraum fallenden Abkommen und Verträge Pekings mit kommunistischen und nichtkommunistischen Staaten. Ein zweiter Teil enthält den Wortlaut der bedeutsamsten Dokumente dieser Sammlung in deutscher

Übersetzung. Es ist sehr zu hoffen, daß das Institut für Asienkunde diese überaus nützliche Sammlung in weiteren Bänden fortsetzen wird.

Zur Förderung des allgemeinen Wissens um die neuere Geschichte des Fernen Ostens veröffentlichte das Hamburger Institut eine gekürzte deutsche Ausgabe des Buches von Kenneth Scott Latourette⁴⁾. Streng genommen ist es eine Geschichte Chinas und Japans vom Opiumkrieg (1838—42) bzw. der Öffnung Japans durch Kommodore Perry (1853) bis zur afro-asiatischen Konferenz von Bandung (1955). Lediglich im letzten Teil werden gegenwartsgeschichtliche Probleme auch Südasiens und Indiens behandelt, die aber ohne geschichtliche Einführung und im Hinblick auf ihre Kürze (vielleicht Kürzung?) nur als Aneinanderreihung von Problemhinweisen, nicht aber als Darstellung von Probleminhalten gewertet werden können. Klar und anschaulich sind dagegen wesentliche Züge der japanischen und chinesischen Geschichtsentwicklung der letzten hundert Jahre dargestellt. Der Verf. versteht es hier vorzüglich, den umfangreichen Stoff seiner Materie zu raffen, ohne dabei langweilig zu werden. Und es mag wohl diese Qualität sein, die dem Buch in Amerika zu so großer Popularität verholfen hat. Ls Darstellung bezieht sich vornehmlich — wenn auch nicht ausschließlich — auf die Entwicklung der internationalen Politik des Fernen Ostens, wobei aber auch Schlüsselfragen der japanischen und chinesischen Geistes- und Kulturgeschichte gestreift werden.

Ein weiteres hier anzuzeigendes Werk entstammt der Feder eines chinesischen Staatsmannes, der seit 35 Jahren selbst zu einem schicksalhaften Faktor der neueren chinesischen Geschichte geworden ist. In

2) Institut für Asienkunde, Die wirtschaftliche Verflechtung der Volksrepublik China mit der Sowjetunion, 106 S., Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M. 1959.

3) Institut für Asienkunde, Die Verträge der Volksrepublik China mit anderen Staaten. 106 S., Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M. 1957.

4) Kenneth Scott Latourette, Geschichte des Fernen Ostens in den letzten hundert Jahren. 350 S., Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M. 1959.

ihm schildert der nationalchinesische Staatspräsident Tschiang Kaischek⁵⁾ die Geschichte seines dreieinhalb jahrzehntelangen und zur Zeit noch anhaltenden Kampfes gegen den sowjetischen und chinesischen Kommunismus. Von seiner eigenen Sicht der Dinge her führt Tsch. seine Leser an die wechselnden Fronten dieses weltpolitisch bedeutsamen Ringens um China. In der Unmittelbarkeit der Begegnung mit den Aussagen und Ansichten Tsch.s liegt der geschichtliche Wert, liegt das Faszinierende dieses Buches. Es wäre politisch naiv, »historische Objektivität« — sofern sie überhaupt erreicht werden kann — von einem Staatsmann bei der Schilderung eines Konfliktes zu erwarten, der ihm in Vergangenheit und Gegenwart zum Hauptinhalt seiner politischen Existenz geworden ist. Mit der geschichtlichen Darstellung seiner Auseinandersetzung mit dem chinesischen und russischen Kommunismus verbindet Tsch. drei weitere interdependente Absichten: Dazu gehören erstens eine Analyse der Ursachen für die Niederlage seiner Partei auf dem chinesischen Festland, zweitens eine Untersuchung erfolgreicher kommunistischer Kampfaktiken, drittens die Formulierung einer nationalchinesischen Politik, deren Planung weitgehend auch von den Ergebnissen dieser Untersuchung bestimmt wird.

Tsch. gibt eine beredte und höchst lehrreiche Schilderung jener vielfältigen kommunistischen Volksfronttaktiken der politischen Infiltration, Durchdringung, Täuschung, Drohung und Beschwichtigung, des alternativen Angriffs und taktischen Rückzugs, mit denen die chinesischen Kommunisten das nationalchinesische Herrschaftssystem von innen her unterwanderten und gleichzeitig der Außenwelt gegenüber die Rolle »jeffersonischer

Agrarreformer« spielen konnten. Die damalige Korruption der eigenen Partei wird von Tsch. nur angedeutet, die Mängel der nationalchinesischen Sozialpolitik werden verschwiegen. Bedeutet ein Verschweigen hier ein Nichterkennen seitens des Verf.? Kaum! Die drastische Erneuerung der nationalchinesischen Volkspartei (Kuomintang), einschließlich ihrer dynamischen Sozialpolitik und vorbildlichen Landreform auf Formosa, lassen auf jene Ursachen der nationalchinesischen Niederlage auf dem chinesischen Festland schließen, von denen der Verf. in seinem Buche schweigt, obwohl er sie im Bereiche der praktischen Politik in Rechnung gestellt hat.

Wie denkt sich aber Tsch. Chinas Befreiung vom Kommunismus? Durch militärische Eroberung? Durch einen Dritten Weltkrieg? Mit Hilfe amerikanischer Truppen? Nichts von alledem. Tsch. stellt 3 Thesen auf: Erstens die Befreiung Chinas vom Kommunismus ist höchstes Ziel und höchste Pflicht seiner Partei, die 1911 die Herrschaft der Mandschu Dynastie und 1926 bis 1928 die Herrschaft des Warlordismus zu stürzen vermochte. Zweitens: China kann nur durch Chinesen befreit werden. Direkte ausländische (amerikanische) Intervention würde den chinesischen Nationalismus zum Verbündeten der chinesischen Kommunisten machen. Drittens: Die entscheidenden Fronten des Befreiungskampfes liegen primär auf sozialem, politischem und kulturellem und nur sekundär auf militärischem Gebiet. Daraus folgt eine dreifache Voraussetzung der Befreiung: Die Errichtung eines sozialen Musterstaates auf Formosa im Sinne vorgelebter Alternativen zu kommunistischen Lösungen chinesischer Existenzfragen, und eine antikommunistische Volkshebung, die aber — entgegen dem ungarischen Präzedenzfall — durch das massive Eingreifen nationalchinesischer Streitkräfte militärische und materielle

5) Tschiang Kai-schek, Sowjetrußland in China. 451 S., Athenäum-Verlag, Bonn 1959.

Unterstützung sowie direkte Verbindungslinien zum Ausland erhält.

Neben den hier angedeuteten Grundfragen bringt Tsch.s Buch geschichtlich interessante Einzelheiten wie z. B. die Schilderung seines Studienaufenthaltes in Moskau 1923/24, seine Eindrücke von den sowjetischen Militärberatern in China, seine mehr implicite ausgedrückte Meinung über die amerikanischen Versuche, zwischen Nationalchinesen und Kommunisten eine »demokratische Koalitionsregierung« zu bilden etc. Der Stil des Buches ist nicht leicht und ist im Verlaufe der zweifachen Übersetzung nicht verbessert worden. Da der Verf. — zumindest im Falle der meisten europäischen Leser — ein Wissen über chinesische Zeitgeschichte voraussetzt, das zumeist nicht gegeben ist, wurde dem Buche eine »geschichtliche Vorbemerkung für deutsche Leser« vorangestellt und eine Chronologie der wichtigsten politischen Ereignisse des Berichtszeitraumes angehängt. Im Ganzen gesehen und im Sinne der anfangs gemachten Vorbehalte stellt dieses Buch ein unerläßliches Schlüsselwerk zum Verständnis der chinesischen Gegenwartsgeschichte dar, die heute mehr denn je zuvor als integraler Bestandteil der Weltpolitik zu verstehen ist.

Ebenfalls aus Formosa erreichte uns der dritte Band des »China Yearbook« (f. d. Jahre 1959/60), der vom nationalchinesischen Informationsdienst herausgegeben wurde⁶⁾. Auf nicht weniger als 1016 Seiten wird eine Fülle von Informationen und Dokumentation geboten. Der Inhalt läßt sich einerseits in Informationen über relativ konstante und andererseits über aktuelle Aspekte gliedern.

Zur ersten Gruppe von Informationen gehört ein Abriss der chinesischen Geschichte sowie kurze Angaben über Chinas Geographie, Bodenschätze, Bevölkerung, Re-

ligionen, politische Parteien, Verfassung, das Wirtschafts- und Verkehrssystem, die Landreform in Formosa, Erziehung, Kunst, Wissenschaft, Sozialpolitik und Fremdenverkehr. Dazu gehören fernerhin eine 43seitige Chronologie der republikanischen Geschichte Chinas von 1911—1959 sowie ein 147seitiges »Wer-ist-Wer«-Verzeichnis der prominentesten Chinesen in Formosa und anderen nichtkommunistischen Gebieten der Welt, sowie ein Verzeichnis der nationalchinesischen diplomatischen Vertretungen im Ausland.

Der aktuelle Teil des Jahrbuches informiert den Leser über die diplomatischen, innenpolitischen, wirtschaftlichen, kulturellen, militärischen, sozialen, sportlichen und sonstigen Ereignisse des Berichtszeitraumes. Der Akzent aller Informationen, die sich auf die Zeit nach 1949 beziehen, ruht auf den Ereignissen, die sich innerhalb des gegenwärtigen nationalchinesischen Herrschaftsbereiches (Formosa) vollziehen. Ein besonderer Abschnitt gibt jedoch einen Bericht über die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung in Rotchina, der an Sachlichkeit den entsprechenden westdeutschen Veröffentlichungen über das kommunistische Regime in Ostdeutschland keineswegs nachsteht. Ein Anhang enthält die Texte der wichtigsten Gesetze, sowie diplomatischen und politischen Dokumente des Jahres, sowie den Wortlaut der nationalchinesischen Verfassung.

Im Rahmen dessen, was allgemein von einer amtlichen Quelle erwartet werden kann, ist den Herausgebern — Dr. Sampson Shen und Loh I-chen — eine vorbildliche Leistung gelungen, die im Hinblick auf viele weithin unbekannte Fakten eine empfindliche Lücke in der Literatur über den Fernen Osten schließen konnte.

Die völkerrechtliche Problematik der Vertretung Chinas in den Vereinten Nationen ist Gegenstand einer juristisch sauber gearbeiteten Dissertation von Wal-

6) China Yearbook 1959 — 1960. 1016 S., China Publishing Co., Taipei (Formosa) 1960.

ter Schwenk⁷⁾. Der Verf. weist auf den normativ wesensmäßigen Zusammenhang zwischen der Vertretung eines Staates in den Vereinten Nationen und seiner individuellen Anerkennung durch die Mitgliedstaaten dieser internationalen Organisation hin. Er vertritt die rechtslogisch begründete Ansicht von der kollektiven — d. h. durch Mehrheitsbeschluß begründeten — Anerkennung von Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen. Da die Mehrheit der Mitglieder der Vereinten Nationen seit 1950 Jahr für Jahr abgelehnt haben, das Vertretungsrecht der nationalchinesischen Regierung in Frage zu stellen, gilt diese Regierung nach dem Prinzip der kollektiven Anerkennung auch weiterhin als legitime Vertretung des chinesischen Volkes, wenngleich diese Vertretung vom Autor als »fehlerhaft« und »das Recht der Gegenregierung verletzend« empfunden wird. Im Hinblick auf die Effektivität der rotchinesischen Regierung in Festlandschina müßte daher nunmehr (nach vorheriger Feststellung und Verwirklichung der kollektiven und individuellen Anerkennung des Vertretungsrechtes der nationalchinesischen Regierung) das Recht auf die Vertretung Gesamtchinas schließlich und endlich durch Mehrheitsbeschluß (und somit nach den Grundsätzen der kollektiven Anerkennung) auf die rotchinesische Regierung übertragen werden. Dieser wirklichkeits-transzendente Versuch, auf Grund eines rechtslogisch normimmanenten Denkprozesses den Weg zur Lösung weltpolitischer Fragen bahnen zu wollen, verweist auf die tragische Ohnmacht des Völkerrechts, hinter dem — selten genug — nur eine, noch dazu veränderliche Macht, nämlich die des gegenseitig komplementären Interesses steht. Die juristische Argumentation der vorliegenden Dissertation ist zumeist

wohlbegründet. Ihre Schwächen liegen dort, wo sich der Verf. zur Auffindung völkerrechtlicher Tatbestände auf die Gebiete der Geschichts- und Politikwissenschaft begeben muß. In der Bibliographie fehlen rotchinesische Quellen, die seit mehreren Jahren auch in westdeutschen Bibliotheken in westlichen Sprachen erhältlich sind.

*

Simone de Beauvoirs⁸⁾ Buch mutet in dreifacher Hinsicht eigenartig an. Erstens ist es eines der wenigen Bücher, die gleichzeitig im Westen und Osten ohne Scheu gelesen werden können, denn die geistige Freiheit des demokratischen Westens umschließt auch das Recht zum Lesen und Schreiben von Büchern, deren Inhalt dem Geist der kommunistischen Propaganda entspricht, während sich die geistige Freiheit des kommunistischen Ostens ausschließlich auf solche Lektüre beschränkt. In diesem Sinne verstanden ist das Buch von Madame de Beauvoir wahrhaft universal. Zweitens gibt die Verf. einerseits zu, vor ihrer mehrwöchigen Chinareise sich kaum je eingehender mit chinesischen Problemen befaßt zu haben. Andererseits fragt sich der Leser angesichts zahlreicher apodiktischer Belehrungen über die chinesische Staats- und Kulturgeschichte, welcher Erleuchtung diese folglich etwas plötzlichen Erkenntnisse der Verf. zu verdanken seien. Drittens bleibt die kritiklose Übernahme amtlicher rotchinesischer Aussagen bei einer Verf. verwunderlich, die in ihrem eigenen Land und Kontinent gerade durch ihre kritische Haltung Autoritäten gegenüber bekannt wurde. Ebenso wenig versteht man, wieso sie im Hinblick auf die chinesischen Schriftsteller — ihre Kollegen — eine Kontrolle durch Staat und Partei in China für tragbar erachtet, deren bloße Möglichkeit für Frankreich Madame de

7) Walter Schwenk, Die Vertretung Chinas in den Vereinten Nationen, Diss. 128 S., Druckerei Monschau, Köln 1959.

8) Simone de Beauvoir, China, das weitgesteckte Ziel, 506 S., Rowohlt Verlag, Hamburg 1960.

Beauvoir auf Pariser Barrikaden treiben würde. Als »theoretisch gerechtfertigt, in der Praxis besonnen und maßvoll« wird die Bekämpfung der sogenannten »Konterrevolutionäre« genannt, obwohl kurz zuvor selbst Rotchinas Polizeiminister auf dem VIII. Parteitag der KP Chinas die Folterung politischer Häftlinge und Mao Tse-tung kurz darauf die Liquidierung von 800 000 Konterrevolutionären bestätigte. Die Verf. bezeichnet die »Hundert Blumen Kampagne« als glückliche Modifizierung der rotchinesischen Kulturpolitik, obwohl das Peking Zentralorgan der KP Chinas im Juli 1957 erklärte, es sei nur eine Scheinliberalisierung mit dem Ziel gewesen, die verborgene Opposition aus ihrer Reserve herauszulocken, um sie dann vernichten zu können.

Die Verf. richtet schärfste Angriffe gegen die christlichen Missionen in China. Seitenlang werden bis in unappetitliche Einzelheiten unhygienische Zustände in christlichen Waisenhäusern beschrieben, die die Verf. allerdings nie mit eigenen Augen sehen konnte. Woher also dies Wissen? Als Quellen werden kommunistische Broschüren und Zeitungen sowie die Aussagen des australischen Kommunisten Rewi Alley genannt. Der Verf. entgeht die ungewollte Komik der Tatsache, daß sie selbst kommunistische Aussagen ohne Möglichkeit eigener Überprüfung gegen Katholiken ins Feld führt, jedoch an anderer Stelle die von einem Jesuiten in Hong Kong herausgegebene Zeitschrift China News Analysis einerseits als »die giftigste der Zeitschriften« bezeichnet, die Rotchina verunglimpfen, während sie ironischerweise gerade aus dieser »Giftquelle« andererseits einige positive Äußerungen über kommunistische Errungenschaften als Beweis ihrer eigenen prokommunistischen Thesen zitiert. Das aber ist Verrat an der zu Recht so berühmten französischen Logik!

Wie aber läßt sich Madame de Beauvoirs

merkwürdige Gesamthaltung erklären? Manche Kritiker meinen, ihre Schilderung chinesischer Verhältnisse sei Ausdruck einer ewig menschlichen Sehnsucht nach der gelebten Utopie. Vielleicht! Die Paradoxie ihrer Haltung ergibt sich daraus, daß sie in China und für China ein Regime akzeptiert, das sie für sich und Frankreich im Ernstfalle ablehnen, ja bekämpfen würde. Das ihr und anderen gleichdenkenden Europäern zumeist unbewußte Motiv dieser Haltung ist eine Geringschätzung der Intelligenz des chinesischen Volkes, ist eine Gleichsetzung materieller mit geistiger Unterentwicklung, ist die nie bewiesene Prämisse, der materielle Fortschritt könne nur für den Preis der Vergewaltigung des Geistes erkaufte werden. Leser, die sich für die offiziellen Meinungen der KP Chinas interessieren, werden gut daran tun, die Veröffentlichungen des Verlages für Fremdsprachen in Peking zu lesen. Das Imprematur der Kommunistischen Partei, das sie alle tragen, verleiht ihnen zumindest einen dokumentarischen Wert, den das Buch von Madame de Beauvoir nicht besitzt.

Die gleiche bedauerliche Geringschätzung des chinesischen Geistes, die unbewußt den Ansichten von Madame de Beauvoir zugrunde liegen mag, wird in Friedrich Klemanns⁹⁾ Buch ganz offen ausgesprochen. Man traut den eigenen Augen kaum, wenn man hier lesen muß:

„Leider ist es nicht so, wie viele Europäer besonders Missionare und Kunstliebhaber uns glauben machen wollen, daß die Chinesen eine uns ebenbürtige artgleiche Rasse darstellen. Nur wenige Schriftsteller haben die Verschiedenheit gesehen oder sehen wollen, viele haben den Chinesen ihre hohe Kultur bestätigt statt wie Wirger ihre Primitivität hervorzuheben. Für die Gesamtmenschheit wäre es besser gewesen, wenn man China den Regulatoren, wie Hass es nennt, Kindersterblichkeit, Hunger, Überschwemmungen und Seuchen überlassen hätte, statt daß sie mit

9) Friedrich Klemann, Europäer und Ostasien, Die Verschiedenheit ihres Geistes, 258 S., Verlag Ernst Reinhardt, München 1957.

Hilfe europäischer und amerikanischer Unterstützung ihr Volk auf über 500 Millionen gebracht und damit das Hungerelend weiter vermehrt haben. Wenn die Menschheit so rücksichtslos vorgegangen wäre, wie in früheren Jahrhunderten sich Spanier und Amerikaner gegenüber den Indianern gezeigt haben, dann wäre tatsächlich der Zustand eingetreten, den Lowell noch vor 50 Jahren für wahrscheinlich hielt: „so sicher werden diese Rassen des Fernen Ostens, wenn sie sich nicht ändern, dem Lose verfallen, vor den fortschreitenden Nationen des Westens zu verschwinden.“

Der Verf. dieser unmenschlichen Äußerungen stellt gegen Ende seines Buches — das von den völkerpsychologischen Verschiedenheiten zwischen Europäern und Ostasiaten handelt — in pedantischer Weise fest, bei »normalem Verlauf der Weiterentwicklung« werde es »den Ostasiaten kaum gelingen, die Europäer einzuholen«. Die Rettung des Abend-

landes sei auf dem Umweg über die angewandte Eugenik möglich. K.s Buch klingt fast wie ein Versuch zur wissenschaftlichen Untermauerung des Ausrufes von Wilhelm II.: »Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter«! Interessanterweise stammt auch die meiste vom Autor angeführte Literatur aus den Jahrzehnten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.

So grotesk und abstoßend die Unterschätzung des chinesischen Geistes wirken mag, so wenig darf verkannt werden, daß sie — teils unbewußt — alle jene zu Verbündeten hat, die da meinen, der Totalitarismus kommunistischer Prägung sei Chinas bestmögliche Antwort auf die ungeheuren existenziellen Fragen seiner Gegenwart.

Atomrüstung und politische Ethik

Ernst August Nohn (Lißberg/Obh.)

Seit die Kenntnis der Zerstörungskraft freigesetzter Kernenergie zum Bewußtsein der Zeitgenossen gelangt und — von verschiedenen Seiten — schlagzeilenhaft in dieses Bewußtsein hineingehämmert worden ist, hat die Diskussion über neuzeitliche Rüstungsprobleme eine auffällige Verengung erfahren; Belege waren unter den Gesichtspunkten von Krieg und Frieden im Atomzeitalter an dieser Stelle zu erbringen¹⁾. Die Verengung wurde zeitweilig gesprengt, als die Möglichkeit eines Begrenzten Krieges ins Auge gefaßt wurde; auch darüber war in diesen Spalten bereits zu berichten²⁾. Inzwischen hat das atomare Rüstungsproblem zwar kaum an Bedeutung, wohl aber an Faszinations-

kraft eingebüßt. Die Auseinandersetzung geht weiter, doch ohne die früher fast unausbleiblichen Schärfen. Der Krieg an sich, unabhängig von den sonst vorausgesetzten Besonderheiten des Atomzeitalters, wird wieder zum Problem. Der Vorgang einer allmählichen Lösung des Kriegsproblems vom Atomproblem läßt sich am literarischen Niederschlag der Diskussion verfolgen.

Für Col. Reinhardt und Lt. Col. Kintner, die vor nahezu einem Jahrzehnt einen Leitfaden für den Einsatz von Atomwaffen im Landkrieg ausarbeiteten³⁾, waren die atomaren Waffen noch notwendige

1) Vgl. NPL, III/1958, Sp. 215 ff.

2) Vgl. NPL, IV/1959, Sp. 85 ff.

3) G. C. Reinhardt u. W. R. Kintner, Atomwaffen im Landkrieg, 208 S., Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft, Darmstadt 1955.

Mittel im modernen Krieg: »Es ist nicht zu vermeiden, daß diese Entwicklung unsere Kriegführung beeinflußt« (S. 11). Atomwaffen galten für die Verf. als »das Hauptelement normaler militärischer Macht ... und nicht nur Gelegenheitswaffen« (S. 59). Für diese Auffassung, die einer Feststellung des amerikanischen Präsidenten vom Dezember 1953 entspricht (S. 179), konnte bis zu einer allgemeinen — also nicht nur atomaren — kontrollierten Abrüstung »die ganze Manigfaltigkeit unserer Plutonium- und Wasserstoffgeschosse« nicht entbehrt werden (S. 188). Dementsprechend galt es, die Einsatzmöglichkeiten dieser Mittel zu prüfen und vorschlagsweise zu empfehlen. Ein starkes Gefühl eigenen Rechts bestimmte das Selbstbewußtsein: »Die freien Völker haben (die Atomwaffen) ausschließlich zum Schutz ihrer Freiheit entwickelt. Wenn sie zu ihrem Einsatz gezwungen werden, lassen sie sich ganz gewiß von niemand an Geschicklichkeit und Entschlossenheit übertreffen« (S. 189).

Diese Auffassung zweier amerikanischer Offiziere wurde auch in Europa häufiger geäußert. Nach ausgedehnten Informationsreisen gaben H. Prinz zu Löwenstein und V. v. Zühlsdorff⁴⁾ einen Bericht über die Verteidigung des Westens im Rahmen der NATO: Da der Friede durch ein System der Unfreiheit bedroht ist, das nur den Frieden durch Unterdrückung kennt (S. 9), ist die Gefahr groß, und entsprechend groß muß die Bereitschaft zur Wahrung der Freiheit sein. Daher die Rüstung, auch die atomare. Auf die Frage, warum die NATO Atomwaffen brauche, gibt ein Mitglied einer Kommandobehörde die bündige Auskunft: »Erstens, weil es Atomwaffen gibt — sie nicht zu besitzen wäre der erste Schritt zur Kapitulation. Zweitens, weil der

Gegner sie hat. Drittens, weil wir, die NATO, nicht in der Lage sind, soviel Truppen aufzustellen, wie nötig wären, um einen Vormarsch der Sowjets auf herkömmliche Weise aufzuhalten« (S. 111). Ebenso bündig ist die Erklärung für den Mangel an herkömmlichen Streitkräften im Westen. Seine Behebung geriete nämlich »zum Nachteil unseres Lebensstandards und vielleicht zum Nachteil unserer freien Wirtschaftsordnung« (S. 111). Frühere, andersartige Planungen beruhten auf Denkfehlern, die am »Reißbrett« und mit Hilfe von Elektronengehirnen überwunden wurden (S. 113). Das von Denkfehlern und Irrtümern gereinigte neue Rüstungsprogramm entspricht einem Bild des Zukunftskrieges, bei dem die Sache bereits durch die ersten zerstörenden Schläge entschieden wird (S. 114). Die Schläge können »taktische« oder »strategische« sein. Den Unterschied erläutert ein anonym bleibender Sachverständiger am Beispiel eines Bauern, der, um seine Kuh zu melken, eine Brücke überschreiten muß: »Schießen wir ihm Löcher in den Eimer, so wäre dies Frontunterstützung. Sprengen wir die Brücke in die Luft, so daß er nicht mehr zu seiner Kuh kann, so hätten wir ihm den Nachschub abgeschnitten. Das ist taktischer Luftkrieg. Erschießen wir aber die Kuh, dann ist das strategische Kriegführung, weil wir die Quelle seines Nachschubs vernichtet hätten« (S. 372). Dies und anderes mehr bedeutet die dem Atomzeitalter gemäße Abkehr von den »klassischen Grundbegriffen der Strategie« (S. 112) — eine Feststellung der Verf., die auch dann kaum bestritten werden kann, wenn berücksichtigt wird, daß der hier bestimmende sog. Douhetismus durchaus voratomaren Ursprungs ist.

Ein Sammelwerk, das von drei Verfassern verantwortet, allerdings von einer Vielzahl anderer mitgetragen wird und das den Sonderproblemen der Verteidigung

4) H. Prinz zu Löwenstein u. V. v. Zühlsdorff, Die Verteidigung des Westens, 456 S., Athenäum Verlag, Bonn 1960.

der Bundesrepublik⁵⁾ gewidmet ist, geht von der Annahme gänzlich veränderter militärisch-politischer Zustände aus. Der neue Zustand, der zwischen den Großmächten herrscht, gilt als »pax atomica« (S. 6) und dies für »anscheinend unabsehbare Zeit«. Die Bundesrepublik hat an dieser pax atomica teil, sofern sie ihren Beitrag nach Kräften leistet: »Für die Bundesrepublik ist es Hauptaufgabe, so viel an Rüstung und Rüstungsvorbereitungen zu tun, daß ihr das Wohlwollen der westlichen Bündnispartner und deren Bereitschaft, im Rahmen der NATO-Verträge weiter schützend ihre Hand über sie zu halten, erhalten bleibt« (S. 7). Da das Schergewicht der Überlegungen bei der wirtschaftspolitischen Problematik der Rüstungsvorbereitungen liegt, sind die Gesamtanstrengungen Westdeutschlands für seine Verteidigung im gegebenen Rahmen und unter Voraussetzung der pax atomica genau aufgeschlüsselt: »50% für die Schaffung eines guten Lebensstandards für die breiten Massen mit dem Bestreben, auch sonst in sozialer Beziehung in allem, was der Osten bietet, weit überlegen zu sein. 25% für die militärische Verteidigung gegen den Einbruch fremder Streitkräfte von außen her. 22,5% für den Schutz gegen gewaltsame oder nicht gewaltsame Versuche der Strukturwandlung durch Untergrundbewegungen in Richtung ‚Diktatur‘ von innen heraus, ganz gleich, ob diese die ‚Diktatur des Proletariats‘ nach Moskauer Muster oder ein rechtsorientiertes autoritäres System vorsehen. 2,5% für den Bevölkerungsschutz (Zivilverteidigung), aber einschließlich der Gelder, die außerhalb der staatlichen und kommunalen Etats die Zivilbevölkerung für Zwecke der Zivilverteidigung evtl. selbst aufwendet« (S. 79 f.).

5) Dräger-Heye-Sackmann, Probleme der Verteidigung der Bundesrepublik, 603 S., Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin-Frankfurt a. M. 1959.

Ebenfalls unter Voraussetzung einer atomaren Revolution, aber in entgegengesetzter Richtung sucht W. Allgöwer⁶⁾, ein früherer Generalstabsoffizier der schweizerischen Armee, eine Lösung des Sicherheitsproblems. Er unterstellt, daß ein künftiger Krieg nurmehr ein Atomkrieg sein könne, als solcher aber sinnlos sein werde: »Dank der Entwicklung zur technischen Totalität hat sich der Krieg als tragbare Form für Auseinandersetzungen unter den Völkern von selbst ausgeschaltet« (S. 47). Zur Lösung des Sicherheitsproblems im Weltmaßstab greift der Verf. auf Projekte zurück, die der alliierten Politik der ersten Phase des Zweiten Weltkrieges angehören. Er plädiert für die »One World« im Sinne F. D. Roosevelts und Wendell Willkies (S. 211), von der er eine Aufhebung der zwischenstaatlichen und zwischenvölklichen Spannungen erhofft. »Der Entscheid ist in Wirklichkeit nach dieser Richtung hin bereits gefallen...«, lautet die optimistisch anmutende Auskunft, die freilich alsbald sehr wesentlich eingeschränkt wird: »...nur sind die Völker noch so stark in ihren militärischen Denkkategorien befangen, daß sie die eingetretenen Wandlungen vorläufig nicht klar genug erkennen« (S. 236 f.).

*

Anders, nämlich als Staatswissenschaftler, blickt John H. Herz⁷⁾ auf die atomare Problematik. Auch er setzt voraus, daß ein künftiger Krieg, wenngleich ein gerechter Selbstverteidigungskrieg, nur unausdenkliche Übel heraufführen könne. Ein neuer »Universalismus«, der die einzige Alternative darstellen soll (S. 300 ff.), muß allerdings nach Ansicht des Verf. frei sein von jedem »UNESCO utopianism«;

6) W. Allgöwer, Technik besiegt den Krieg, 242 S., Nest Verlag, Frankfurt a. M. 1959.

7) J. H. Herz, International Politics in the Atomic Age, 360 S., Columbia University Press, New York 1959.

exzessiver Optimismus sei den realisierbaren Idealen ebenso schädlich, wie zynischer Realismus (S. 337). Da der Verf. dem Problem einer möglichen Pflichtenkollision in der Person des Weltbürgers, der zugleich Staatsbürger ist, nicht ausweicht, stellt er sein Projekt des neuen Universalismus abschließend selbst in Frage. Vorerst gibt es ein Sicherheitsproblem, das nicht wegzuleugnen ist (S. 351), und eine klare Notwendigkeit, der atomaren Bedrohung der Menschheit im Rahmen des derzeit Möglichen zu begegnen. Die Last der Verantwortung trägt Amerika: »Es war Amerika, das die erste Atomwaffe schuf und gebrauchte und damit unter ein Zeitalter territorialer Behütung und Sicherheit ‚finis‘ schrieb. Es sollte Amerikas erstes Bestreben sein, das Minimum an Sicherheit in aller Welt herzustellen, ohne das das Leben nicht in Würde gelebt werden kann« (S. 357).

Ähnlich, im Ton jedoch weit schärfer, ist der Alarmruf gefaßt, den der Soziologe C. Wright Mills⁸⁾ an amerikanische und außeramerikanische Leser ergehen läßt. Vom gleichen Ausgangspunkt her, nämlich der Feststellung der Absurdität künftiger Kriege, prüft der Verf. zunächst die Frage, ob es Menschen seien, die für den Lauf der Geschichte, also auch für die Kriege und für einen etwa künftigen Atomkrieg verantwortlich zu machen seien. Die Frage wird bejaht, das Verantwortungsgefühl der herrschenden Eliten — man beachte das Erscheinungsjahr — aber stark im Zweifel gezogen. Der Begriff einer »tragischen Verantwortung« wird als »billig«, das Selbstgefühl der Politiker als großspurig und falsch gekennzeichnet (S. 59). Der Verf. behauptet, daß »der dritte Weltkrieg im Namen des souveränen Staates kaltblütig von den herrschenden Eliten der beiden Supermächte

vorbereitet wird, mit Hilfe der Massen und unbehindert durch ratlose Politiker und Geistesarbeiter« (S. 115). Den Geistesarbeitern gilt daher in den letzten Kapiteln eine Strafrede, die in der »heidnischen Predigt« (S. 201 ff.) besonders auch die Geistlichkeit betrifft: »Das weltumfassende Ringen als einen Kampf zwischen ‚religiösen‘ und ‚atheistischen‘ Kräften zu definieren, wie Dulles das ständig getan hat, ist reine ahnungslose Bigotterie« (S. 204).

*

Weit entfernt von Ausgangspunkt und Auffassung der bisher behandelten Autoren ist Mogens Lauesen⁹⁾, ein dänischer Generalstabsoffizier, der drei Essays aus der Mitte der 50er Jahre jetzt zusammengefaßt vorgelegt hat. Der Verf. sagt dabei aller Hoffnung auf Sicherheit durch die Weltorganisation ab. Die UNO, der »große Tagtraum der weißen Rasse« und »babylonische Turm unserer Zeit« gilt ihm als Gefahrenherd für die freie Welt. Die Gefahr sieht L. nicht einfach darin, daß der »offensive Weltkommunismus« sowjetrussischer Prägung sich der UNO bemächtigen könnte; die größere Drohung bildet für ihn das Selbstständigkeitsstreben afrikanischer und asiatischer Völker. »...nach dem Tode Stalins gebrauchen die Farbigen die UN als eine aktive und realistische Waffe für ihre eigene Totalstrategie, um die Weißen zu beseitigen. Sie tun es in sicherem Vertrauen auf den abendländischen Verfall und auf die Naivität der amerikanischen Blüte« (S. 196 f.). Diese Drohung sei zuerst »von Churchill (der abendländischen Führergestalt mitten im Verfall) und den USA (der letzten positiven Kultur der weißen Rasse) erkannt« worden (S. 191). Die Vereinigten Staaten als Träger der größten Bürde sähen sich nun von einer Kultur,

8) C. Wright Mills, Die Konsequenz, Politik ohne Verantwortung, 240 S., Kindler Verlag, München 1959.

9) M. Lauesen, Freiheit ohne Furcht, Die Schicksalsfrage unserer Zeit, 287 S., Okeanos Verlag, Gräfelfing b. München 1959.

die sich in Verfall und Auflösung befinden, im Stich gelassen: »Amerika ... ist der Gebende — und muß sich als solcher mit dem Undank und der Mißgunst seiner Freunde belohnt sehen« (S. 132). Westdeutschland allerdings ist von dem Urteil ausgenommen: »Das neue Deutschland ist im Begriff, wieder ein Faktor zu werden. Die Möglichkeiten, wieder eine Weltmacht zu werden, fehlen freilich ganz. Das neue Deutschland hat es verstanden, sein kleines Ruderboot auf dem Meere des totalen Krieges dem amerikanischen Linienschiff anzuhängen und ist den USA ein treuer und loyaler Bundesgenosse geblieben« (S. 273). Die Zukunftshoffnung beruht nicht zuletzt auf europäischer Sammlung und sowjetrussischer Wandlung. Es geht dann um eine »Verständigung zwischen einem starken, vereinigten und unbesiegbaren Europa und einem titoistischen Rußland, das den chinesisch-geleitenden (?) Weltkommunismus verläßt und sich im Westen Freundschaft und Sicherheit innerhalb der freien weißen Welt gegen China und dessen asiatische Expansion verschaffen muß« (S. 286).

Je weiter die Sonderprobleme atomarer Rüstung zurücktreten, desto mehr treten die bekannten, seit Jahrhunderten diskutierten Probleme von Rüstung und Krieg schlechthin in den Vordergrund. Der britische Luftmarschall Sir Victor Goddard¹⁰⁾ stellt sich und seinen Lesern die Sinnfrage des Krieges in der Form eines Essays über das Rätsel der Bedrohung und des Bedrohtseins in dieser Welt. Gedachte Partner des theologisch-philosophischen Gesprächs sind Humanisten und Deisten. Der Standpunkt, von dem aus der Verf. argumentiert, kann als der eines bedingten Pazifismus christlicher Prägung umschrieben werden. Ein »christ-

liches Zeitalter« im Sinne allgemeiner Anerkennung und Befolgung christlicher Lehre wird nicht erkannt; die zwei Jahrtausende europäischer Geschichte stünden unter dem Wort »Si vis pacem para bellum« (S. 5 f.); es gebe Gefahren, gegen die man gewappnet sein müsse. Es sei ein Vorurteil, daß es die Waffen sind, die diese Gefahr ausmachen: »...die wirkliche Gefahr ist eine Tyrannei der Art, die im Jahre 1945 die nuklearen Waffen zur Vernichtung der Tyrannen hervorbrachte« (S. 56 f.). Die Beurteilung der großen Luftangriffe auf ungeschützte Städte und der Atombombenwürfe auf Hiroshima und Nagasaki ist milde (S. 78, 80). Das Rätsel der Drohung bleibt, wie in der Rückschau auf die Vergangenheit, so in der Umschau in der Gegenwart, ungelöst. Das Ende aller Drohung, eine neue Welt, wird abschließend vor dem Leser als eine tröstliche Vision heraufgeführt, deren Verwirklichung allerdings nicht technischen Möglichkeiten, sondern überirdischen Kräften zukommt (S. 109).

Die Problematik des Krieges schlechthin tritt allerdings auch dann in den Vordergrund, wenn die Frage der Erlaubtheit atomarer Kampfmittel im Sinne christlicher Ethik den Anlaß der Diskussion bildet. Die Diskussionsbeiträge deutscher Katholiken¹¹⁾, die von bekannten Autoren (Stratmann, Peters, Münster, Spaemann, Monzel, Nellen, Schulte, Herbrüggen und Böckenförde) vorgelegt werden, rühren an die Frage nach der Natur des Krieges. Der Vorbemerkung zufolge soll der Band der Meinung entgegenwirken, die Diskussion innerhalb des deutschen Katholizismus über die sittliche Beurteilung des Atomkrieges sei — mit positiven Urteilen — abgeschlossen. Die Autoren

10) Sir V. Goddard, *The Enigma of Menace*, 110 S., Stevens & Sons Ltd., London 1959.

11) *Atomare Kampfmittel und Christliche Ethik*, Diskussionsbeiträge deutscher Katholiken, 196 S., Kösel Verlag, München 1960.

»glauben ... die klassischen Normen des Naturrechts und der christlichen Moral gegen eine neuartige politische Situationsethik verteidigen zu müssen« (S. 8). Deshalb mag es erlaubt sein, hier den Schlußbeitrag »Die Zerstörung der naturrechtlichen Kriegslehre« hervorzuheben und dabei wiederum die Zusammenfassung schlag oder der Forderung Sch.s, die der Kriegslehre ein Krieg sittlich erlaubt und gerechtfertigt sein kann, in den Mittelpunkt zu stellen. Unter diesen sechs Bedingungen, die alle erfüllt sein müssen, »um den Krieg zu einem sittlich erlaubten, das heißt gerechten Krieg zu machen« lautet die vierte: »der Krieg darf nicht erheblich höhere Güter aufs Spiel setzen, als verteidigt werden sollen (Prinzip der Güterabwägung), und es muß eine begründete Wahrscheinlichkeit des Erfolges bestehen (Siegeschance)« (S. 178).

Ganz unabhängig vom Entwicklungsstand militärisch nutzbarer Zerstörungsmittel steht hier das Maß in Frage, nach dem Güter abgewogen und Erfolgsaussichten bestimmt werden können. Die

klassische Kriegstheorie kennt kein solches Maß. Bei kriegswürdigen Gütern und erstrebten Erfolgen handelt es sich um unwägbare »geistige Größen«. Was ein Volk, meist im Widerspruch zu anderen, unter seiner Freiheit versteht, was es für diese Freiheit einzusetzen und in Kauf zu nehmen bereit ist, kann als seine »Kriegsmoral« hoch oder niedrig eingeschätzt werden. Hohe Kriegsmoral, die unter der Alternative »Freiheit oder Tod« jeder Wahrscheinlichkeitsrechnung trotzt, weiß Recht und Gerechtigkeit auf ihrer Seite — ob zu Recht oder zu Unrecht. Das mag einer der wesentlichen Gründe dafür sein, daß die klassische Kriegstheorie der klassischen naturrechtlichen Kriegslehre wenig, den »geistigen« oder »moralischen Größen« aber sehr viel Beachtung geschenkt hat. Sie hat andererseits Kriterien für die Wahl der Kriegsmittel gesetzt. Das Hauptkriterium, das der Kriegstauglichkeit, wird bei der Besprechung weiterer Beiträge zur Frage der atomaren Rüstung demnächst zutage treten.

RUSSLAND UND EUROPA

Lolo Krusius-Ahrenberg, Günther Stökl, Walter Schlesinger, Reinhard Wittram: Rußland, Europa und der deutsche Osten, Beiträge zur europäischen Geschichte, Bd. 2. 184 S., R. Oldenbourg Verlag, München 1960.

Es ist wohl seit Jahrzehnten das erste Mal, daß zuerst in der Historischen Zeitschrift erschienene Beiträge über ein Sondergebiet der Geschichte in einem Sammelband zusammengefaßt wurden. In den zwanziger Jahren raffte sich die Historische Zeitschrift durch eine Sammlung von Besprechungen unter dem Titel »Historische Belletristik« zu einem Gegen-

schlag gegen die sich im Publikum zunehmender Beliebtheit erfreuende, eilfertige pseudo-historische Produktion auf, bevor sich erahnen ließ, daß der deutschen Geschichtsbetrachtung und Geschichtsschreibung bald ernstere Widersacher aus ihren eigenen Reihen erstehen sollten, die mit staatlicher Förderung das in der Broschüre der Historischen Zeitschrift aufgestellte Postulat historischer Objektivität als blutleer und mit den Zielsetzungen des völkischen Staats unvereinbar angreifen und anprangern sollten. Mit Recht hebt Theodor Schieder, der gegenwärtige Herausgeber der Historischen Zeitschrift, in seinem Geleitwort die historische und politische Aktualität der durch den Titel

der Sammlung bezeichneten Thematik für unsere Zeit hervor.

Von den sechs Aufsätzen — davon drei aus Reinhard Wittrams Feder, die das Verlangen nach einer umfassenderen Sammlung seiner verstreuten Beiträge zur russischen Geschichte wach werden lassen — sind fünf dem Themenkreis »Rußland und Europa« entnommen, und nur Walter Schlesingers Vortrag über »Die geschichtliche Stellung der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung« (S. 9—34) handelt im wesentlichen von Beziehungen der Deutschen zu den Slawen und Ungarn. Man darf diesen Aufsatz als den Beginn einer wohlfundierten Revision der bisher in Deutschland vorherrschenden Betrachtungsweise der ostdeutschen Kolonisation ansehen. Dem Vorschlag oder der Forderung Sch.s, die deutsche Ostbewegung im Zusammenhang mit der slawischen Westbewegung zu sehen und die deutsche mittelalterliche Ostsiedlung in diesen weiteren Rahmen einzuordnen, entspricht die unter deutschen Osteuropa-Historikern Boden gewinnende Behandlung des Ost-West-Gegensatzes in der Neuzeit: nämlich über der »russischen Gefahr« oder dem »Drang nach Westen« slawischer Nationen auch Furcht-Komplexe slawischer Völker vor der als der deutsche »Drang nach Osten« abgestempelten »deutschen Gefahr« zu erkennen und so ernst zu nehmen, wie sie es in historischer Sicht verdienen. Sch. arbeitet mit strengen Begriffen, und die Art, wie er sich mit dilettantischen Arbeiten zur Frühgeschichte des Ostraums auseinandersetzt und sie *ad absurdum* führt, dürfte seiner Kritik im deutschen und polnischen Lager Beachtung sichern. Günter Stökl's Kölner Antrittsvorlesung (1956) über »Rußland und Europa vor Peter dem Großen« (S. 35—58) zeigt, in glücklicher Verbindung von Gesichtspunkten einer sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen, politischen und geistes-

geschichtlichen Betrachtungsweise, das Ringen asiatischer, byzantinischer und abendländischer Einflüsse im vorpetrinischen Rußland und die Verflechtung der europäischen und der europafremden Kräfte auf. Lolo Krusius-Ahrenberg geht der Ausbildung des finnischen Nationalismus und eines finnischen Skandinavismus nach, die sich zur Forderung eines finnischen Separatismus verdichteten und unvermeidlich zum Zusammenstoß mit dem slawophilen Nationalismus und dem nationalrussischen Reichsdenken, wie es insbesondere Katkov repräsentierte, führen mußten (»Finnischer Separatismus und russischer Imperialismus im vorigen Jahrhundert«, S. 121—160).

Peters des Großen widerspruchsvolles persönliches Verhältnis zur Religion entzieht sich einer überzeugenden Deutung. In der Art, wie Peter das Verhältnis von Kirche und Staat sah und gestaltete, zeichnet Wittram den Zaren als frühen Aufklärer, bei dem »die Wucht der Staatsraison« den geistigen Hintergrund seiner Kirchenpolitik bildete (»Peters des Großen Verhältnis zur Religion und den Kirchen«, S. 85—120). In der Abhandlung »Das russische Imperium und sein Gestaltwandel« (S. 59—84) analysiert W. die bürokratisch-polizeistaatlichen Züge des zaristischen Rußland, eines Staates mit unbezweifelbar fortschreitender Technisierung und Rationalisierung; W. macht darauf aufmerksam (S. 71), daß der Westen die statischen Elemente in Rußland oft höher eingeschätzt habe als die dynamischen und die revolutionären höher als die reformerischen. In diesem Aufsatz wirkt sympathisch eine Anmerkung (S. 66), in der vom Verf. unumwunden gewisse Einseitigkeiten eines 1942/43 im Jahrbuch der Göttinger Akademie der Wissenschaften erschienenen Artikels über »Die Entdeutschung der russischen Staatsführung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts« zugegeben werden. Eine lange Fußnote (S. 73)

enthält Hinweise auf neuere Forschungen über das gefälschte »Politische Testament« Peters d. Gr. In »Bismarcks Rußlandpolitik nach der Reichsgründung« (S. 161—184) hat W. im einzelnen nachgewiesen, wie Bismarck die revolutionäre Bedrohung des autokratischen russischen Regimes in seiner Politik in Rechnung stellte. Er betont Bismarcks stets waches Bewußtsein der Dynamik im Verhältnis zu Rußland, weshalb Bismarcks Rußlandpolitik jeglicher Dogmatisierung spottete. Bismarck sah in der Großmachtstellung Deutschlands »ein die ruhigste Sorgfalt forderndes Kunstwerk«, dessen Bestand nur durch pflegliche Behandlung garantiert war, an der es Bismarcks Nachfolger fehlen ließen. Am Beispiel der russischen Balkan- und Meerengenpolitik wird die Fragwürdigkeit der oft behaupteten Gradlinigkeit und Tradition in der Außenpolitik des kaiserlichen Rußland aufgezeigt.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Beiträge in diesem Band vorbildliche Beispiele der von der Historischen Zeitschrift gepflegten Kunst des historischen Essays sind; prinzipielle Fragen der historischen Erkenntnis aus einem Regionalbereich sind in einer nicht nur Osteuropa-Historiker interessierenden fesselnden Weise behandelt und zur Diskussion gestellt.

Bad Godesberg

Fritz T. Epstein

DIE ROLLE DER ARMEE IN PREUSSEN UND DEUTSCHLAND

Gordon A. Craig: Die preußisch-deutsche Armee 1640—1945, Staat im Staate, ins Deutsche übersetzt von Wilhelm u. Modeste Pferdekamp. 576 S., 34 Abb., Droste-Verlag, Düsseldorf 1960.

Das jetzt in deutscher Übersetzung vorliegende Werk des Historikers der Prin-

ceton University¹⁾ stellte, als es 1955 erschien, für die angelsächsische historisch-politische Diskussion über die Rolle der Armee in der preußisch-deutschen Geschichte einen wesentlichen, weiterführenden Beitrag dar. Das gleiche Thema, wenn auch in etwas engeren zeitlichen Grenzen (1740—1890), behandelte aus deutscher Sicht der 1954 erschienene erste Band von Gerhard Ritters »Staatskunst und Kriegshandwerk«, der in einzelnen Anmerkungen der deutschen Ausgabe bereits zitiert wird, ohne daß sich jedoch C. mit Ritters Thesen im Zusammenhang auseinandersetzt. Beide Werke sind also parallel, unabhängig voneinander, entstanden, doch stützte sich C. für die Darstellung des 18. und 19. Jahrhunderts auf die umfangreiche ältere deutsche Literatur zu seinem Problem. Beide knüpften an die erwähnte Diskussion an.

In ihr hatte bis dahin die These von der durchgehenden Kontinuität der preußisch-deutschen Geschichte seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, zumindest seit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen, und von dem in dieser ganzen Epoche bestimmenden Einfluß des Heeres auf die Staatsführung und auf die politische Struktur des Staates (»Militarismus«) das Feld behauptet²⁾. Darüber hinaus war »eine der populärsten dieser Theorien... die, daß die Deutschen von Natur aus autoritätshörig, militaristisch und aggressiv seien und daß man dagegen nicht viel mehr tun könne, als sie der Mittel zu berauben, die sie für ihre Nachbarn gefährlich machten« (S. 11). Eine solche mehr aus einer bestimmten politischen Grundhaltung als aus historischen Forschungsergebnissen erwachsene in ihren Konse-

1) Titel der amerikanischen Originalausgabe: *The Politics of the Prussian Army*, Oxford 1955.

2) Über diese Diskussion und die Bedeutung des Werkes von Craig in ihr vgl. vor allem Hans Herzfeld, »Zur neueren Literatur über das Heeresproblem in der deutschen Geschichte«, in: »Vjh. f. Zeitgesch.« IV/1956, S. 361 ff.

quenzen zum Determinismus und politischen Fatalismus neigende Sicht ist für den Historiker C. nicht akzeptabel. Es ist seine Absicht, durch eine gründliche, unvoreingenommene historische Untersuchung zu zeigen, daß die eine Demokratisierung Preußens und Deutschlands hemmende Rolle der Armee keineswegs von Anfang an festlag und keine durch den deutschen Nationalcharakter bedingte oder gestützte Konstante darstellt, sondern das Ergebnis geschichtlicher Entscheidungen vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts ist. In ihnen wurden die mehrfach schon sichtbar gewordenen Alternativen, die die Entwicklung in eine ganz andere Richtung gelenkt hätten, abgeschnitten: So stellt sich für C. die preußisch-deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts als ein Ringen von liberalen und reaktionären Kräften dar, dessen Ausgang erst durch die Aufeinanderfolge von Niederlagen der liberalen und demokratischen Kräfte besiegelt wurde.

Als hoffnungsvollste Periode einer Wendung zum modernen Verfassungsstaat erscheint C. die Zeit der preußischen Reformen nach 1807, die eine umfassende Wandlung der sozialen und politischen Struktur des Staates und, damit verbunden, der Armee erstrebten. C. würdigt den Anteil der Soldaten an dieser Reformbewegung — Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen. Erst als Boyen 1819 unter dem Druck der wiedererstarkten Reaktion als preußischer Kriegsminister zurücktrat, war »die Armee wieder einmal geworden, was sie im alten Regime gewesen war: die stärkste Stütze des monarchischen Staates und der aktivste, hartnäckigste Gegner einer politischen Umgestaltung« (S. 13). Als weitere »Entscheidungsschlachten« in diesem konstitutionellen Ringen des 19. Jahrhunderts sieht C. die Ereignisse von 1848, 1866 und 1918 an. In der Zeit nach der Reichsgründung erscheint ihm die Sonderrolle der

jetzt ganz konservativ, z. T. reaktionär bestimmten Armee so verfestigt, daß er bereits für die Zeit von 1871 bis 1914 von einem »Staat im Staate« spricht (S. 241). Mit Recht hat hierzu freilich Hans Herzfeld³⁾ darauf hingewiesen, daß C. für diesen Zeitraum im ganzen doch wohl die Sonderstellung der Armee überschätzt, daß statt des von C. angenommenen Übergewichts der Armee sich vielmehr unter Wilhelm II. eine gegenseitige Isolierung von Heeresleitung und politischer Führung entwickelte, die in der Bismarckschen Verfassung schon strukturell angelegt war. Sie führte immer stärker zu einem einseitigen fachmilitärischen Denken auf seiten der Armee (Schlieffen), so daß die Feststellung C.s zurecht besteht, im Sommer 1914 habe »nicht im geringsten jene Koordinierung von politischer und militärischer Strategie, die wünschenswert ist, wenn ein Volk in den Krieg geht«, bestanden (S. 324). Doch dürfte nur der zweite Teil der These, »daß die entscheidenden Beschlüsse von den Militärs getroffen wurden und daß diese dabei politische Erwägungen fast völlig außer acht ließen« (S. 323), uneingeschränkt anerkannt werden. Es fragt sich, wie weit die Militärs bei ihren »decisions« (Originaltext) sich nicht ihrerseits von Zwangsläufigkeiten getrieben glaubten, also keine wirklichen Träger von »Entscheidungen« waren.

Dagegen ist die de-facto-Übernahme der politischen Gesamtverantwortung im Ersten Weltkrieg durch die 3. OHL ohne Zweifel richtig gesehen; offen bleibt freilich, ob man dies als Ergebnis der besonderen Struktur des preußisch-deutschen Staates anzusehen hat, wozu C. unter Hinweis auf die seiner Ansicht nach zumindest seit 1866, d. h. nach dem Ausgang des preußischen Heeres- und Verfassungskonflikts, festliegende Sonderstellung der Armee neigt — oder ob es nicht

3) aaO., S. 364.

die Persönlichkeiten der politischen und militärischen Führung Deutschlands im Ersten Weltkrieg und der Ausnahmezustand dieses ersten »totalen Krieges« waren, die dieses Ergebnis entscheidend mitbestimmten.

Besonderes Interesse dürfte die Darstellung der Rolle der Armee in der Weimarer Republik beanspruchen, schon auf Grund der Vorstudien, die der Verf. vor allem über Groener und Schleicher getrieben hat, bei denen er sich auf das reichhaltige Material des Seeckt-, Groener- und Stresemann-Nachlasses stützen konnte. Wenn die Darstellung trotz aller trefflichen Einzelbeobachtungen und der auch hier bewiesenen Fähigkeit des Verf., die handelnden Persönlichkeiten zu charakterisieren, im ganzen enttäuscht, so liegt es wohl vor allem daran, daß der Verf. die seit 1955 erschienene zahlreiche neuere deutsche Literatur — auch die Quellenpublikationen — zwar z. T. im Literaturverzeichnis, in wenigen Fällen auch in den Fußnoten erwähnt, dagegen für die deutsche Ausgabe nicht in ihren Ergebnissen kritisch ausgewertet hat. Während im Literaturverzeichnis Titel bis 1958 erscheinen, fehlen so bedeutsame Werke wie Karl Dietrich Brachers Darstellung über »Die Auflösung der Weimarer Republik« und Waldemar Erfurths »Geschichte des deutschen Generalstabs 1918—1945«. So stützt sich C.s Darstellung dieser Zeit trotz aller Nuancen im einzelnen im ganzen doch zu sehr und kritiklos auf Wheeler-Bennetts »Nemesis der Macht«. Das gleiche gilt in verstärktem Maße für C.s knappe Darstellung der Rolle der Wehrmacht im »Dritten Reich«. Bestätigt durch neue Forschungen wird die bereits von C. als verhängnisvoll dargestellte Rolle Blombergs und Reichenaus in den entscheidenden Januartagen 1933⁴⁾.

4) Vgl. Wolfgang Sauer, Die Wehrmacht in der Revolution, in: Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer, Gerhard Schulz, Die nationalsozialistische

Umstritten bleibt vorerst auch weiter die Gestalt Schleichers, der bei C. nur negative Züge trägt. So treffend im übrigen das scharfe, ja vernichtende Urteil für manchen, so berechtigt die Kritik an vielen Vertretern der Armee ist, die im Schlußurteil C.s vertretene Generalisierung ist einseitig und problematisch, verallgemeinert dort, wo Differenzierung am Platze wäre, und fordert, statt zur Einsicht, zu neuem Ressentiment heraus, so etwa, wenn er abschließend feststellt, daß »die Befehlshaber der deutschen Armeen die technische Virtuosität und den physischen Mut« zwar bis zuletzt gezeigt hätten, aber nicht »eine Spur jenes moralischen Mutes, jener geistigen Unabhängigkeit, jener tiefen Vaterlandsliebe, die so große Soldaten der Vergangenheit wie Scharnhorst, Boyen und Gneisenau ausgezeichnet hatten« (S. 593). Er wird damit dem einzelnen Befehlshaber, der bis 1945 aus verschiedensten Motiven heraus glaubte, den Kampf nach außen unter Hitlers Führung fortsetzen zu müssen, ebenso wenig gerecht wie dem tragischen Konflikt, in dem sich die Offiziere des Widerstandes gegen Hitler und sein System befanden, die mit wenigen an Wheeler-Bennett angelehnten Bemerkungen abgetan werden (S. 542 f.).

So sehr daher das Werk als ein Fortschritt innerhalb der angelsächsischen Diskussion über das deutsche Heeresproblem zu begrüßen ist und so sehr das Bemühen des Verf. um eine klärende Darstellung der Vorgänge, namentlich im 19. Jahrhundert, mit Dankbarkeit akzeptiert werden sollte, so ist doch zu bedauern, daß die gerade in den letzten Jahren gewonnenen, differenzierenden Ergebnisse der deutschen zeitgeschichtlichen Forschung über die Epoche nach dem Ersten Weltkrieg in die deutsche Ausgabe des Jahres

Machergreifung, Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftsystems in Deutschland 1933/34, Köln und Opladen 1960, S. 685 ff.

1960 nicht in dem notwendigen Maße eingearbeitet wurden. Als ein Zeugnis, wie ein führender amerikanischer Historiker, zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, das deutsche Heeresproblem sah, behält andererseits gerade diese Fassung ihren eigenen Wert.

Darmstadt Andreas Hillgruber

DER DEUTSCHE PROTESTANTISMUS AM ENDE DES ERSTEN WELTKRIEGES

Gottfried Mehnert: Evangelische Kirche und Politik 1917—1919, Die politischen Strömungen im deutschen Protestantismus von der Julikrise 1917 bis zum Herbst 1919, Hrsg. von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. 254 S., Droste-Verlag, Düsseldorf 1959.

Dieses Buch ist für jeden, den das Verhältnis des Protestantismus zur Politik bewegt, wahrhaft erregend. Es zeigt, wie der deutsche Protestantismus in der entscheidenden Wende von 1918, aufs Ganze gesehen, in verhängnisvoller Weise versagt hat. Aus der Darstellung des Verf. ergibt sich — vereinfacht — etwa folgendes Bild: Nachdem der deutsche Protestantismus in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg weithin in einem religiös gefärbten Konservatismus verharret war und die Augen vor den brennenden politischen und sozialen Problemen verschlossen hatte, wurde er von den Ereignissen im Herbst 1918 völlig überrascht und schwer getroffen (S. 93 ff.). Auch jetzt findet er aber, von einer Minderheit abgesehen, nicht die Kraft, sich der Situation zu stellen, sondern verbindet sich erneut mit einer national-konservativen

Ideologie, die ihn an der politisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit vorbeigehen und kein richtiges Verhältnis zur Demokratie gewinnen läßt. Es ist das Verdienst des Verf., diesen Tatbestand in aller Nüchternheit an Hand eines reichhaltigen Materials vor Augen gestellt zu haben. Dabei hält er sich im Urteil eher zurück, wenn gleich deutlich ist, wo er seinen Standort gewählt hat. Das Material, das er vorlegt, spricht für sich selbst.

Der Verf. untersucht systematisch die politischen Strömungen im deutschen Protestantismus von der Julikrise 1917 bis zum Dresdner Kirchentag im September 1919, — eine Abgrenzung, die die faktische Entwicklung selbst nahelegt. Er befragt Persönlichkeiten und Gruppen der verschiedensten Richtungen, leitende kirchliche Instanzen, freie Vereine, die meinungsbildenden Presseorgane u. a. m., also die wesentlichen Faktoren, die die politische Haltung des deutschen Protestantismus in dieser Phase bestimmen. (Die eigentliche Kirchenpolitik wird nur am Rande berührt, so daß die Spezifikation des Themas »Evangelische Kirche und Politik« im Untertitel zu beachten ist.) Nach einer einleitenden Schilderung des Verhältnisses von Protestantismus und Politik vor dem Kriege bzw. bis zum Sommer 1917 (II) zeigt er in dem wichtigen Abschnitt »Zwischen politischem Realismus und Alldeutschtum« (III), wie sich im Grunde schon 1917 in der Reaktion auf die Juliereignisse die Fronten herausbilden, die nach der Revolution die Auseinandersetzung beherrschen. Politische Parteienbildung und Gruppierung im kirchlichen Raum hängen dabei eng miteinander zusammen. Im großen und ganzen weist der Protestantismus in politischer Hinsicht folgende Gruppierung auf: die beherrschende konservative Strömung (in der freilich verschiedene Komponenten zu unterscheiden sind) verteidigt die Verbindung von Christentum und mon-

archischem Nationalstaat; sie sieht in dieser Verbindung den Garanten gegen die Entsittlichung und zugleich den entscheidenden Unterschied der deutschen, lutherisch geprägten Staatsauffassung zur westlichen, durch Calvinismus und Täuferium einerseits, durch die Gleichheitsidee der Französischen Revolution andererseits geprägten Demokratie (S. 70 ff.). Der konservative Protestantismus steht zunächst fassungslos vor dem Zusammenbruch, der gelegentlich schon vor dem 9. November durch die Dolchstoßlegende erklärt wird (S. 85), und wendet sich im »Chaos der Revolution« (IV) entschlossen nach rechts. Eine verhältnismäßig kleine, aber sehr tätige Gruppe, die etwa durch die Namen Rade, Baumgarten und Troeltsch bezeichnet werden kann, zeigt sich dagegen offen für die durch den Umbruch gestellten Aufgaben; sie geht auf aktive Mitgestaltung in der Demokratie aus und findet ihre politische Heimat in der DDP. Aus kleinen Ansätzen erwächst schließlich der Religiöse Sozialismus, der im kirchlichen Raum jedoch wenig Widerhall findet (VI).

Die Darstellung zeigt im einzelnen, wie auf den verschiedenen Ebenen — der kirchlichen Gruppen und Richtungen, der Kirchenleitungen, der Parteien — die Auseinandersetzung mit den Problemen des Umbruchs erfolgt. Im Vordergrund stehen vor allem drei Problemkreise: »Evangelische Kirche und demokratischer Staat«, »Demokratie und aristokratisch-monarchische Staatsform« und »Innerkirchliche Ordnung und Demokratie« (S. 76). Die Fragen der innerkirchlichen Neuordnung, durch den Wegfall des Summepiskopats in Fluß gekommen und z. T. durch Strömungen wie die »Volkskirchenbewegung« (S. 116 ff.) gefördert, werden schon auf dem Dresdner Kirchentag 1919 in gemäßigt-konservativem Sinne zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.

Einen interessanten Beitrag zur Parteilsgeschichte bringt der Verf. im Abschnitt »Protestantismus und politische Parteien« (V, ergänzt durch eine wertvolle Zusammenstellung im Anhang, die u. a. den Anteil der Theologen in einzelnen Parlamenten und Fraktionen zeigt). Bemerkenswert sind die Versuche, nach dem Zusammenbruch eine evangelische Partei ins Leben zu rufen oder die Verbindung mit dem Zentrum einzugehen, — ein Gedanke, der sich aber als noch nicht durchführbar erwies. Der größere Teil der Evangelischen, darunter die Christlich-Sozialen, aber auch Fortschrittler, ging zu den neuen Rechtsparteien, insbesondere zur DNVP, die zunächst recht eigentlich zum Sammelbecken des »politischen Protestantismus« wurde. Damit fiel für weite Teile der evangelischen Christenheit eine folgenschwere Vorentscheidung im Blick auf die Weimarer Republik. Da auch, wie M. zeigt (S. 197 ff.), die Dialektische Theologie K. Barths durch ihre prinzipielle Kulturindifferenz ungewollt die Distanzierung förderte, blieb im wesentlichen nur die erwähnte mittlere, stark »kulturprotestantisch« bestimmte Gruppe, die den Weg zur Demokratie fand.

Das Verhältnis des Protestantismus zur Demokratie ist nach 1945 nicht mehr durch eine solche Hypothek belastet worden. Auch heute ist jedoch noch manches von den Problemen lebendig, die die evangelische Kirche damals bewegt haben. Es ist deshalb besonders dankenswert, daß der Verf. mit seiner Untersuchung den Zugang zu jener entscheidenden Periode im Verhältnis von »Evangelischer Kirche und Politik« eröffnet hat. Das Buch wird in der Auseinandersetzung des deutschen Protestantismus mit seiner Vergangenheit einen großen Dienst leisten können.

Bensheim

Hermann Schüßler

ERINNERUNGEN EINES DEUTSCHEN HISTORIKERS

Johannes Haller: Lebenserinnerungen, Gesehenes, Gehörtes, Gedachtes. 279 S., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1960.

Johannes Haller, bedeutend als Historiker des mittelalterlichen Papsttums, wurde bekannt vor allem durch seine im Bann der Niederlage von 1918 geschriebenen, 1923 erschienenen, seither vielfach aufgelegten »Epochen der deutschen Geschichte«. Dieses vielgelesene Buch, Zeugnis einer von nationalem Temperament getragenen Geschichtsauffassung, welche die deutsche Geschichte mit den Kategorien des im 19. Jahrhundert entstandenen Nationalstaates maß, machte seinen Verfasser zu einem der repräsentativsten Historiker jener Generation, die erwachsen war, als Bismarck ging, und die noch mit wachem Bewußtsein das »Reich« Hitlers erlebte. Es war jene tief in der Ideenwelt des 19. Jahrhunderts wurzelnde Generation, die beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges, um mit H. zu reden, einen »beherrschten Vorhang« hinter sich nieder-rasseln hörte, der »unser künftiges Dasein für immer unerbittlich von der Vergangenheit schied«.

Von dieser Vergangenheit, der Spanne seines eigenen Lebens vor 1914, handeln die »Lebenserinnerungen«, die H. gegen Ende des zweiten Krieges niederschrieb und die R. Wittram jetzt herausgegeben hat. Sie sind freilich weniger das Buch eines Mannes, der zu eigener Rechenschaft auf sich selbst und seine Bindung in die Zeit zurückblickt; nicht die Geschichte seines persönlichen äußeren und inneren Lebens will H. erzählen (»innere Erlebnisse mitzuteilen ist nie meine Sache gewesen«), mit keinem Wort erfährt man etwas über die Entstehung der wissenschaftlichen Arbeiten des zu seiner Zeit berühmten Historikers, vielmehr: »Was ich gesehen und gehört, davon also, und

was ich mir dabei gedacht, will ich reden« (S. 10). Der Gang seines äußeren Lebens vom Pfarrhaus auf Dagö über Schule und Universität in Dorpat, Universität in Berlin, Preußisches Historisches Institut in Rom, Dozentur in Basel, Professur in Marburg, Gießen, endlich Tübingen — dieser Gang ist nurmehr die Schnur, an der er die Perlen seiner Beobachtungen und Urteile aufreiht: Beobachtungen und Urteile eines rationalistischen Historikers mit wachem politischen Interesse, natürlicher Neigung zur Kritik und einem entsprechenden, gelegentlich durchblitzenden Selbstbewußtsein.

Zunächst, mit einer in Nüchternheit geborgenen Liebe geschrieben, eine Skizze der gesellschaftlichen, geistigen Situation im alten Estland der Jahrzehnte vor 1890. Der 1865 geborene Pastorensohn wächst auf in der patriarchalisch-aristokratischen Welt des alten Deutschbaltentums, die er selbst dem »ancien régime« zurechnet und die sein Denken in einer Weise vorprägt, daß er 1944 freimütig bekennen kann, »eine bessere Gesellschaft unter Menschen mit ihrem Widerspruch mir nicht vorstellen zu können als die ständisch organisierte, aristokratisch-liberale, in der ich aufwuchs« (S. 26). Konservative Gesinnung und Liberalität des Umgangs: mit ihnen wächst für H., über dessen Jugend merklich die Schatten des nahenden Untergangs der baltischen Adelswelt aufziehen, das Bewußtsein seiner Nationalität zusammen, erfahren im Angesicht der drohenden Russifizierung; nationales Gefühl empfindet er als »etwas Elementares, von Natur Gegebenes«.

Aus einer Zeit, die gleichsam vor 1789 liegt, kommt H. 1890 nach Berlin, um dort zunächst sehr enttäuscht zu lernen, daß die Deutschen in der Reichshauptstadt »anders als ich« sind. In ihrer von der aristokratischen Heimat scharf unterschiedenen, kleinbürgerlich geprägten Welt stößt er sich am »Kultus des Titels«,

findet den Reichstag »würdelos«, langweilt sich auf saftlosen sozialdemokratischen Parteiversammlungen, spottet über den »Dreiklang« von »Reden, Musik und Bier«, der die unerquickliche Melodie aller politischen Kundgebungen ausmacht. Außerhalb Berlins findet er dann ein Deutschland, das »die Biedermeierzeit noch nicht überwunden hatte«, in dem aber zugleich eine junge Generation das Reich ungestüm von der Großmacht zur Position einer Weltmacht drängen will. »Das ergab eine innere Spannung, eine Zwiespältigkeit, die sich auf Schritt und Tritt fühlbar machte« (S. 103). 1892 geht H. nach Rom. In insgesamt sieben Jahren hat er teil am Leben des dortigen Preussischen Historischen Instituts; seine Erinnerungen daran sind ein ebenso subjektiver wie lehrreicher Beitrag zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft jener Jahre. H. gewinnt Kontakt zur deutschen Künstlerkolonie, hat Einblicke in die inneren Verhältnisse des Vatikans, beobachtet aufmerksam die politischen Zustände Italiens im Jahrzehnt vor 1900 und findet in ihrer Verworfenheit seine angeborene Gesinnung bestätigt: er wird durch »die Beobachtungen, die ich am Staatsleben Italiens machen durfte«, zum »überzeugten Gegner der parlamentarischen Regierungsform« (S. 173). Der Vatikan, dem verlorenen Kirchenstaat nachträumend, erscheint ihm als »Überbleibsel aus vergangenen Tagen, das in das lebendige Leben nicht mehr passen wollte«; über Rom selbst liegt 1892 nur eben noch eine »Ahnung des päpstlichen Rom, in dem Winkelmann lebte«: die Stadt lebt mitten in ihrer Umwandlung zur modernen Großstadt. Aufgeschlossen, mit deutlicher Sympathie und treffend zeichnet H. den italienischen Volkscharakter; als »törichtes Urteil« tut er etwa, mit feiner Einfühlung in die romanische Religiosität begabt, das »oft gehörte Schlagwort von der germanischen

Innerlichkeit im Gegensatz zur Äußerlichkeit der romanischen Völker« ab (S. 175).

1897 wird H. für kurze Zeit Privatdozent in Basel: Gelegenheit, Universität und Stadt, über denen noch ein Abglanz der Wirksamkeit Jakob Burckhardts liegt und wo die einst herrschenden »altbürgerlich vornehmen Kreise« in vergeblicher Abwehr gegen das aufsteigende Kleinbürgertum leben, zu charakterisieren. 1902 ist H. dann Professor in Marburg, wenig später in Gießen, 1913 schließlich Ordinarius in Tübingen. Selbst aus einer Welt solider humanistischer Bildung kommend, an einem aristokratischen Bildungsideal orientiert, sieht er als akademischer Lehrer kritisch-betroffen den »Niedergang« der deutschen Universität: »Es drohte nichts Geringeres als der Untergang durch Vermassung, seit man Anstalten, die nach Ursprung und Zweck aristokratisch, das heißt eine Auslese der Besseren sein sollten, den Vielzuvielen zugänglich gemacht hatte« (S. 244) — bezeichnendes Urteil für einen Mann, der mit vielen Fasern seines Wesens einer älteren Welt und Zeit angehörte. Der Blick auf die Kollegen im akademischen Lehramt gab wenig Trost: »Je mehr ich das innere Getriebe der akademischen Zunft kennenlernte, desto mehr schwand mir die Ehrfurcht« (S. 237), und, herber noch: »Charakterhelden waren unter den deutschen Professoren so wenig wie in anderen Berufen die Regel, und die Göttinger Sieben waren auch nur sieben« (S. 232). Ausführlicher werden die Verhältnisse in Tübingen skizziert, einer Stadt, die 1913 gerade angefangen zu haben schien, »sich den Schlaf der Biedermeierzeit, wenn nicht des späteren Mittelalters aus den Augen zu reiben« (S. 269). Im partikularistischen Gehege württembergischer Kulturpolitik wandelt sich H. vom »rechtgläubigen Föderalisten« zum politischen »Unitarier«. Geistreich-gallige Kritik nuanciert immer wieder

das Bild der kulturpolitischen Zustände vor 1914. Aber die Jugend vor H.s Katheder ist dann doch, bei aller »Vermassung«, »so frisch und froh, so kräftig und gesund und so natürlich... Ich kann mir nicht denken, daß Deutschland jemals eine bessere, eine wertvollere Jugend besessen hat« (S. 274). Der leuchtende Frühling und Sommer vor dem Kriegausbruch wird beschworen, Symbol einer schließlich doch glücklichen Zeit — jener Epoche, vor der dann der »eherne Vorhang« niedergeht.

Begegnungen mit interessanten Menschen, kluge und vom geistreichen Subjektivismus des Verf. gefärbte Charakteristiken gibt es in diesen »Erinnerungen« die Fülle, mag es sich um bedeutende Wissenschaftler — nicht nur Historiker — handeln, oder, recht häufig, um Leute mit Kontakten zu den Zentren der politischen Macht, mit Einsichten hinter die Kulissen. Mit Julius von Eckardt etwa spricht H. in Basel über Deutschlands Rußlandpolitik, mit Roggenbach, dem Ratgeber Friedrichs III., über Bismarck, mit der »unvergleichlichen« Gräfin Olga Uexküll über Kaiserhof und württembergischen Königshof — um nur wenige Beispiele zu nennen. Aus solchen Gesprächen zieht er intime und bezeichnende Kenntnisse und Urteile, die das allgemeine Wissen über das Deutschland des Kaiserreiches immerhin um aufschlußreiche Nuancen bereichern. Eine ausführliche Charakteristik widmet H. dem genialen Organisator des preußischen Universitätswesens, Friedrich Althoff. Geschrieben ist das alles in einem zügigen, von Ratio glänzenden Stil, mit deutlicher Lust an der Pointe, an der kennzeichnenden Anekdote, nicht immer frei von Einseitigkeiten und Überspitzungen und in manchem — etwa im Urteil über die Situation der deutschen Universitäten — Dokument eines Geistes, der einer unwiederholbaren Vergangenheit angehört. Leider hat der Bearbeiter

der »Erinnerungen« manche Urteile über Personen und Verhältnisse gestrichen — man hat gelegentlich den Eindruck, als sei H. dort, wo er bissig überspitzt, am ehesten er selbst. Das Ganze bleibt dennoch ein gut zu lesendes Buch, von Interesse nicht nur für den Historiker, dem H. noch ein Begriff ist, sondern für jeden, dem an einer Kenntnis der Jahrzehnte vor 1914 gelegen ist.

Aurich

Heinrich Schmidt

NEUE WEGE ZUR STATISTIK

W. Allen Wallis und Harry v. Roberts: Methoden der Statistik, Ein neuer Weg zu ihrem Verständnis, übersetzt von Harald von Waldheim, mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rolf Wagenführ. XXIV, 574 S., Rudolf Haufe Verlag, Freiburg i. Br. 1960.

Hans Kellerer: Statistik im modernen Wirtschafts- und Sozialleben, = rowohlt's deutsche enzyklopädie, Bd. 103/104. 300 S., Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 1960.

Statistische Studien der Vereinten Nationen: Herausgegeben vom Institut für international vergleichende Wirtschafts- und Sozialstatistik an der Universität Heidelberg, Heft 1: Indexzahlen der industriellen Produktion, Heft 2: Die Kapitalbildung — Begriffe und Definitionen. 67 u. 30 S., Rudolf Haufe Verlag, Freiburg i. Br. 1960.

Wenn man die moderne Statistik als eine Zusammenfassung von Methoden definiert, welche uns erlauben, »vernünftige Entscheidungen im Falle von Ungewissheiten« zu treffen, dann gibt es heute kaum jemand, der nicht die Statistik mit Nutzen verwenden kann. Denn Entscheidungen sind überall und von jedem zu

fallen. Voraussetzung für den erfolgreichen Gebrauch der Statistik ist jedoch, daß man gewisse Kenntnisse in den statistischen Arbeitsweisen besitzt. Das schließt sowohl Kenntnis der Methoden als auch ihrer zweckmäßigen Anwendung und Ausdeutung der Ergebnisse ein. Diese Erfahrungen macht jeder, der mit Statistiken umzugehen hat. Die meisten wissen jedoch nicht, wie man sich dieses methodische Rüstzeug auf eine möglichst einfache, nicht allzu zeitraubende Weise aneignen kann.

*

An dieser Stelle sind schon wiederholt entsprechende Hinweise gegeben worden¹⁾. Sie können jetzt durch zwei weitere einführende Bücher in die Statistik ergänzt werden. W. A. Wallis und H. v. Roberts, zwei amerikanische Hochschullehrer, bezeichnen ihr Werk selbst als einen neuen Weg zum Verständnis statistischer Methoden. Denn was sie bieten, soll nach ihren eigenen Worten »weder eine verbesserte Ausgabe eines Lehrbuches für Fortgeschrittene sein noch ein bloßes Handbuch von Rezepten, sondern es soll die statistischen Methoden vornehmlich für Leser (und nicht für die Verfasser) von Statistiken darstellen« (S.XVI). Dieses »Konsumentenkonzept« hat nicht nur Einfluß auf das, »was« die Verf. bringen, sondern besonders auch darauf, wie es geschieht. Das wirkt sich darin aus, daß z. B. auf die mit der Gewinnung des Ausgangsmaterials zusammenhängenden Fragen, die mehr die »Verfasser« von Statistiken interessieren müssen, kaum oder nur ganz wenig eingegangen wird. Dafür ist die Darstellung der Methoden für die Weiterverarbeitung des Urmaterials und die Auswertung und Interpretation der Ergebnisse, die für jeden Umgang mit Zahlen wichtig sind, ausführlicher gehalten. Dabei werden kaum Vorkenntnisse,

auch keine in Mathematik, vorausgesetzt, obwohl keinesfalls auf die mathematische Schreibweise verzichtet wird.

Jedes Kapitel beginnt mit Beispielen über fehlerhafte Anwendung und Deutung von Statistiken. Dann folgt die Darstellung und Besprechung der jeweiligen Methoden. Das Kapitel schließt dann jeweils mit einigen Aufgaben zur Durchrechnung und Selbstprüfung, ob und wie weit den Verfassern gefolgt werden konnte. Dabei wird nirgends über das Vermögen des gesunden Menschenverstandes hinausgegangen.

Auf diese Weise ist ein Unterrichtswerk von bemerkenswerter Klarheit und Eindringlichkeit entstanden, selbst an den Stellen, wo man gemeinhin ohne gewisse Vorkenntnisse nicht mehr weiterkommt. Darüber hinaus zeigen die vielen Beispiele den Einsatz und die Wichtigkeit der Statistik und der statistischen Methoden auf vielen Lebensgebieten.

*

Im Gegensatz hierzu beschränkt sich das Buch von H. Kellner, Ordinarius für Statistik an der Universität München, auf die »Statistik im modernen Wirtschafts- und Sozialleben«. Das bedeutet jedoch kaum eine Beschränkung im methodischen Bereich. Stärker als bei dem Buch von Wallis und Roberts kommen hier auch die Fragen der Gewinnung des Urmaterials und seiner Aufbereitung zur Sprache, und zwar auch in einer Weise, die, wie alle Bücher dieser Reihe, auf einen größeren Leser- und Benutzerkreis zielt. Dabei dürfte bei der Abfassung jedoch auch mehr an diejenigen gedacht worden sein, die die Statistiken machen und vielleicht auch schon ein gewisses Verhältnis zur Statistik haben. Die Anforderungen, die das Buch an den Leser stellt, sind daher auch etwas größer, obwohl sich der Verf. überall um einfache Ausdrucksformen bemüht. Aber schon allein der geringere Raum, der ihm für die

1) Vgl. „Pol. Lit.“, II/1953.

Darstellung des Stoffes zur Verfügung stand, zwingt in vielen Fällen zu knapper Ausdrucksweise. Es fehlen daher die vielen Beispiele und Aufgaben, die bei Wallis und Roberts im Text eingestreut sind, und ihn dadurch so lebendig und anschaulich machen. Dagegen behandelt K. in einem zweiten Teil kurz die amtliche und nichtamtliche Statistik im Wirtschafts- und Sozialleben, um ein breites Lesepublikum mit den Hauptanwendungsbereichen und der deutschen Organisation der Statistik etwas vertraut zu machen. Dadurch wird es den heutigen deutschen Verhältnissen mehr gerecht. Mit einem kurzen Überblick über die Geschichte der Statistik schließt K.

Beide hier genannten Bücher sind als Einführung in die Statistik für einen breiten Leserkreis gedacht. In beiden sind die Erfahrungen der Autoren aus einer langjährigen Beschäftigung mit der wissenschaftlichen wie der praktischen Statistik verwertet. Es wird daher auch nicht versäumt, auf die Grenzen der Statistik und die Gefahr des Mißbrauchs hinzuweisen. Ja die Verf. sehen ein Hauptanliegen darin, dem bewußten und unbewußten Mißbrauch der Statistik entgegenzuwirken. So empfehlen sich beide Bücher als Einführung in die Statistik von selbst, und jedes davon auf seine besondere Weise.

Mit dem Ziel, die internationale Vergleichbarkeit der Statistik zu verbessern, eine Aufgabe, die mit der zunehmenden Zusammenarbeit der Völker immer dringender wird²⁾, gibt das Institut für international vergleichende Wirtschafts- und Sozialstatistik an der Universität Heidelberg Statistische Studien der Vereinten Nationen heraus. Es handelt sich dabei um Richtlinien des Wirtschafts- und Sozialrates der Vereinten Nationen, die bei

der Ausrichtung der betreffenden statistischen Arbeiten in den Ländern zur Berücksichtigung empfohlen werden. Die Richtlinien sind daher in erster Linie für die nationalen Statistischen Ämter gedacht. Sie werden aber auch allen denjenigen von Nutzen sein, die sich um internationale Vergleiche bemühen oder die künftig nationalen Entwicklungsmöglichkeiten und Notwendigkeiten, soweit sie sich aus dem internationalen Rahmen ergeben, auf den entsprechenden Gebieten — hier Indexzahlen der industriellen Produktion und die Kapitalbildung — erkennen wollen. Im ersten Heft über Indexzahlen wird neben den Methoden ihrer Berechnung auch auf Zweck und Anwendungsmöglichkeiten sowie ihren Ausgewert eingegangen, im zweiten Heft über die Kapitalbildung werden Begriffe und Definitionen gegeben sowie eine Klassifikation der Bruttoinvestitionen nach ihrer Struktur empfohlen.

Wiesbaden

Willi Hüfner

GEWERKSCHAFTEN UND ARBEITSKAMPF

Georg Steinmann und Heinz Goldschmidt: Gewerkschaften und Fragen des kollektiven Arbeitsrechts in Großbritannien, Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Italien, = Schriftenreihe des Bundesarbeitsministeriums, Heft 5. 146 S., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1957.

Hans-Joachim Seeler: Der Arbeitskampf in der deutschen und ausländischen Gesetzgebung, = Dokumente, Bd. XXVIII. 173 S., Alfred Metzner Verlag, Frankfurt a. M. - Berlin 1958.

Die sozialpolitischen Fragen innerhalb der europäischen Integrationsbestrebungen treten immer mehr in den Vorder-

2) Vgl. NPL, V/1960, Sp. 363 ff.

grund. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß auch in deutscher Sprache mehr und mehr vergleichende Arbeiten entstehen und dazu beitragen, daß auch die Experten, die anderer Sprachen nicht mächtig sind, zu Material kommen, das sie heute für die sozialpolitische Arbeit dringend benötigen. Bei der Arbeit von G. Steinmann und H. Goldschmidt handelt es sich um einen Überblick, in dessen Mittelpunkt die Stellung der Gewerkschaften und die Regelungen des kollektiven Arbeitsrechtes einiger europäischer Länder stehen. Die Basis zu diesem Überblick bildet eine Zusammenfassung von zwei für das Bundesarbeitsministerium hergestellten Arbeiten über „Die Organisation und Aufgaben der Gewerkschaften“ und „Die Systeme der kollektiven Regelung der Arbeitsbedingungen einschließlich der staatlichen Festsetzung“.

Die im Juni 1956 abgeschlossene Schrift läßt erkennen, daß sie von wirklichen Kennern der Materie geschrieben worden ist. Besonders zu begrüßen ist ein sorgfältig durchgearbeitetes Sachverzeichnis, das erlaubt, auch in Einzelfragen schnell informiert zu werden. Unter demselben Gesichtspunkt ist es allerdings bedauerlich, daß bei den zitierten Gesetzestexten nur die Originalquellen angegeben sind und nicht ebenfalls auch auf die vom Internationalen Arbeitsamt bis einschließlich 1936 in deutscher Sprache herausgegebene „Gesetzreihe“ verwiesen wird.

Die Schrift ist nach Ländern gegliedert. Im ersten Kapitel werden jeweils die Gewerkschaften und das Arbeitsverbandsrecht, im zweiten Kapitel die Systeme der kollektiven Regelung der Arbeitsbedingungen dargestellt. Die beiden Verf. haben sich bemüht, auch die weitere Untergliederung für die einzelnen Länder möglichst einheitlich zu gestalten, so daß der Leser von der Möglichkeit des Vergleichens Gebrauch machen kann; zum Teil sind vergleichende Hinweise bereits im Text enthalten. In diesem Zusammen-

hang ist besonders hervorzuheben, daß die deutsche Situation mehrfach ebenfalls zum Vergleich herangezogen worden ist. Im Verhältnis zur Fülle des dargebotenen Materials sind es relativ wenige wirklich gemeinsame Situationen, die dargestellt werden, woraus wohl mit gutem Grund der Schluß gezogen werden darf, daß sich sozialpolitische Fakten in den europäischen Ländern noch sehr unterschiedlich darbieten, und daß es weiterer Anstrengungen bedarf, um zu einer echten Koordination zu kommen.

Das Buch schließt zweifellos eine bestehende Lücke in unserem Schrifttum und bietet eine Fülle von Anregungen für die Diskussion um ein noch stärker vereintes Europa.

*

Denselben Dienst erfüllt H.-J. Seelers Arbeit über den Arbeitskampf in der deutschen und ausländischen Gesetzgebung. Es handelt sich um eine Schrift, die in der Absicht entstand, insbesondere die ausländische Gesetzgebung zu den Fragen des Arbeitskampfes darzustellen und die wichtigsten Gesetzestexte in deutscher Übersetzung zugänglich zu machen. Gerade der letzte Punkt muß besonders hervorgehoben werden, da auf diesem Gebiet bisher sehr wenig geleistet worden ist. Der Dokumententeil der Arbeit enthält darüber hinaus ein ausführliches Gesetzregister, so daß dem interessierten Leser die Möglichkeit gegeben ist, Einzelheiten noch weiter zu verfolgen. Die Verweise auf die „Gesetzreihe“ des Internationalen Arbeitsamtes, die bei Steinmann und Goldschmidt fehlen, sind bei S. eine wichtige und wertvolle Bereicherung.

In der Einleitung seiner Studie erläutert S. Entwicklung und einzelne Fragen des Arbeitskampfes. Es ist das Hauptanliegen des Verf., „neben einer kurzen Darstellung des Streikrechts und seiner Geschichte die verschiedenen ausländischen Versuche, diese Fragen gesetzlich zu re-

geln, zu erörtern“. Bei einer solchen Zielsetzung mußte natürlich die Schilderung der Rechtslage in Deutschland auf eine kurze Zusammenfassung beschränkt bleiben.

Im einzelnen werden von Seeler die Formen des Streiks, die Art und Weise und der Umfang des Streiks dargestellt. Mit großer Disziplin und ohne Weitschweifigkeit sind die einzelnen Punkte so behandelt worden, daß sich auch der Laie ein gutes Bild machen kann.

Im zweiten Kapitel stellt S. die gesetzliche Regelung des Arbeitskampfes in den europäischen und außereuropäischen Staaten dar, wobei es ihm darauf ankommt, die verschiedenen Wege zur Beilegung von Arbeitsstreitigkeiten an Hand der Beispiele, wie sie die Gesetzgebung in den einzelnen Staaten gibt, herauszuarbeiten. Am Schluß dieses Teiles wird auch die Regelung von Arbeitsstreitigkeiten und die damit verbundene Frage nach dem Streikrecht in Deutschland behandelt. In einem Abschnitt über die obligatorische Schlichtung unter gleichzeitigem Verbot des Streiks und der Aussperrung kommt der Verf. interessanterweise zuerst zur Darstellung des Streikverbots in Staaten nicht-kommunistischer Wirtschaftsform. Der Leser wird mit Erstaunen zur Kenntnis nehmen, daß zu dieser Staatengruppe neben Portugal und der Türkei auch Australien und Neuseeland gehören. Ein besonderer Abschnitt ist dem Arbeitskampf im öffentlichen Dienst und in Versorgungsbetrieben gewidmet.

Die mit guter Kenntnis und viel Kleinarbeit durchgeführte beschreibende Darstellung endet leider mit einer Feststellung, die nicht ohne weiteres hingenommen werden kann und im übrigen auch einer wissenschaftlichen Begründung bedarf. S. stellt nämlich fest, daß die Arbeitskämpfe desto folgenreicher werden, je komplizierter der Wirtschaftsablauf

wird, und folgert: „Das Ergebnis solcher Streiks und Aussperrungen wird vielfach in gar keinem Verhältnis zu den angewendeten Mitteln und den eingetretenen Schäden stehen. Besser wäre daher, daß die Sozialpartner einen Grundlohn festlegen und alljährlich, dem Preisindex entsprechend, einen Zuschlag hierzu vereinbaren. Auf diese Weise könnten Arbeitskämpfe weitgehend vermieden werden“.

Eine Liste mit Schrifttum enthält weitere wesentliche Hinweise zum Gesamtkreis Streik und Aussperrung sowie sehr viele nützliche Einzelarbeiten zum Streikproblem in den einzelnen Ländern. Leider ist diese Liste aber nicht ganz vollständig, und es ist schwer zu erkennen, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl getroffen worden ist. Die schon zu Beginn erwähnte Zusammenstellung der wichtigsten Gesetzestexte enthält neben der Bezeichnung der Gesetze auch die Fundquellen, und zwar im wesentlichen in der vom Internationalen Arbeitsamt herausgegebenen Gesetzesammlung. Das Gesetzregister erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, es kann aber gesagt werden, daß es die wesentlichen Hinweise enthält und für viele Benutzer sicherlich von großem Wert ist.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß diese in der Forschungsstelle für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht der Universität Hamburg entstandene Studie die Reihe der »Dokumente« würdig fortsetzt und eine gute Arbeitshilfe für jeden ist, der sich mit Fragen des internationalen Arbeitsrechts beschäftigt. Es wäre zu wünschen, daß derartige vergleichende Arbeiten häufiger erschienen, um auf diese Weise einem zweifellos bestehenden Bedarf entgegenzukommen.

Bad Godesberg

Peter Heyde

DIE INTERNATIONALE ARBEITS- ORGANISATION

Peter Heyde: Internationale Sozialpolitik. 176 S. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1960.

Es wäre höchst verfehlt, der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) in Genf lediglich fachliche Wirkung im engeren Sinne, nämlich sozialpolitische Absichten und Konkretisierungen allein zuzuerkennen. Ihr Ziel war von Beginn an höher gesteckt. „Der Weltfrieden kann nur auf sozialer Gerechtigkeit aufgebaut werden“, heißt es in der Verfassung, die der IAO durch Art. XIII des Versailler Friedensvertrages gegeben wurde. Konnte diese Präambel damals, 1919, vielleicht noch als eine schöne, wenn auch etwas nebelhaft phrasierte Verheißung erscheinen — wer wollte heute, angesichts der Ereignisse in Afrika und Asien, den Goldgrund dieses Satzes noch verleugnen?

Es ist daher ein verdienstvolles Unterfangen, den Aufbau dieser Institution, ihre Arbeit und Wirksamkeit darzustellen, und wenn dies geschieht, um ein „erstes Studium“ und „Information über Tatsachen“ zu ermöglichen, wird notwendige Unterrichtung und Anregung zum Weiterdenken geboten.

Freilich, die leichte Faßlichkeit, die Peter Heyde sich zum Ziel gesetzt hat, birgt auch, wie jeder weiß, Gefahren in sich. Sollen die Fakten den Ausschlag für die Darstellung geben, soll im wesentlichen das Organisatorische geschildert werden oder soll der Leser auch in die Problematik dieses wahrhaft schwierigen Gebietes eingeführt werden? An diesen Fragen haben sich bereits die Standardwerke der Weimarer Zeit über die IAO geschieden. Pribram und der merkwürdigerweise von H. nicht erwähnte Friedrich Ritzmann¹⁾ führten in die Problematik ein, Fehlinger

und Tänzler schilderten vornehmlich den organisatorischen Aufbau.

H. bemüht sich um beides. Dabei liegt ihm jedoch offensichtlich die Schilderung der Fakten und des Organisatorischen mehr als die Darstellung der Problematik. Sein Zettelkasten ist vorzüglich; manche Einzelheit aus der Geschichte der internationalen Sozialpolitik wird von ihm der Vergangenheit entrissen. Dafür kommt das Grundsätzliche jedoch zu kurz. Nicht daß es unerwähnt bliebe; aber die ihm gewidmeten Teile des Buches gehören nicht zu seinen stärksten. Das mag u. a. an der Übernahme der Definition der Sozialpolitik von Ludwig Heyde liegen, die den Sohn Peter ehrt, die sich aber gerade im Hinblick auf die internationale Sozialpolitik als nicht (mehr) zureichend erweist. Denn weder der Bezug der Sozialpolitik auf „Stände, Klassen und Kasten“ kann heute noch genügen (die „Kasten“ hat Peter H. von sich aus hinzugefügt), noch ihre Abstellung allein auf die „abhängig Arbeitenden“. Sozialpolitik hat sich allmählich, immerhin beginnend in der Sozialversicherung an der Jahrhundertwende, stärker auch jenen Selbständigen zugewendet, die sich in ähnlicher, z. T. ungünstigerer Lage wie die Arbeitnehmer befinden, und die jüngste, den gegenwärtigen Problemen am nächsten zugeordnete Tätigkeit der IAO in den neu entstehenden Staaten der „jungen Völker“ käme nicht aus, wollte sie bei ihrer Arbeit strenge Scheidung nach Klassen, Kasten und Ständen (wo gibt es die letzteren noch?), nach Arbeitnehmern und Selbständigen vornehmen.

Dies aber ist entscheidend für das Verständnis der heutigen Wirkung der IAO: indem sie, z. B. in der von H. nur knapp, allzu knapp geschilderten „technischen Hilfe“ (Ausbildung von Facharbeitern, Einführung in das Genossenschaftswesen u. a. m.) grundlegende Hilfsstellung für die Industrialisierung der „jungen“ wie auch anderer Staaten, z. B. Lateinameri-

1) Friedrich Ritzmann, Internationale Sozialpolitik, Mannheim 1925.

kas, gibt, bemüht sie sich um die menschlichen Voraussetzungen für den „Weltfrieden“. Wie überhaupt die Wirkung der IAO viel mehr auf ihren vielfältigen und sehr sorgfältigen Untersuchungen und ihrem beispielhaften Vorgehen beruht als auf den meist allein ins Auge fallenden „Ratifikationen“.

Schade, daß es H. nicht gelungen ist, diese Grundlagen der Entwicklung der IAO so herauszuarbeiten, daß ein „erstes Studium“ zum Begreifen der Bedeutung dieser Art führt. Dann nämlich hätte sich die (europäische) „Sozial-Charta“ in Erfüllung der höchst bedeutsamen „Erklärung von Philadelphia“ von 1944 (über Ziele und Zwecke der IAO) als ein vorläufiger Gipfelpunkt internationalen sozialpolitischen Zusammenwirkens herausgeschält. Gipfelpunkt deshalb, weil die Charta zusammen mit dem unterdessen geschaffenen (europäischen) Sozialfonds die Richtung auf eine Integration zeigt, die mehr ist als das bisherige relativ lose Zusammenarbeiten der internationalen Gremien, das auf die Bereitwilligkeit der nationalen Gesetzgebungen angewiesen ist: supranationale Sozialpolitik mit unmittelbarer ökonomischer und Rechtswirkung auf die beteiligten Länder.

H. hat diesem, zunächst europäischen Teil der gegenwärtigen internationalen Sozialpolitik fast die Hälfte seines Buches gewidmet. Das ist gut so und rühmend, weil es, soviel wir sehen, erstmalig in einer Darstellung der internationalen Sozialpolitik geschieht. Wir wollen nicht darüber rechten, daß auch hier das Faktische und das Organisatorische gegenüber dem Grundsätzlichen und Problematischen überwiegt.

Wenn wir so mit einigen Einschränkungen Ja sagen zu diesem Buch und seiner Zielsetzung, ein „erstes Studium“ zu ermöglichen, so muß doch auf einige Mängel hingewiesen werden. Vor allem fehlt völlig eine Darstellung der Schwierigkeiten, die sich aus der Konstruktion

der IAO ergeben haben, seit die Ostblockländer (wieder) Mitglieder sind und es nunmehr fragwürdig geworden ist, ob und wie bolschewistische „Arbeitgeber“ und „Gewerkschaften“ mit ihren „Kollegen“ auf der westlichen Seite zusammenwirken können. Diese Frage droht ja doch die Grundkonzeption der IAO als einer auf „Klassen“ aufgebauten Institution zu sprengen, und sie darf deshalb wie auch der sonstige östliche Fragenkomplex einschließlich des von H. gar nicht erwähnten roten Chinas nicht undargestellt bleiben. Darüber hinaus ist die Problematik des Verhältnisses 2:1:1 zwischen Regierungs-, Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertretern in den Gremien der IAO nicht behandelt, obwohl doch damit den Regierungen eindeutig ein Übergewicht gesichert ist. Weiter sollte H. seine Vorstellung vom Subsidiaritätsprinzip (S. 10) der heutigen wissenschaftlichen Klarstellung (z. B. durch Oswald v. Nell-Breuning) anpassen. Und endlich: H. sollte auf eindeutige Ausdrucksweise achten. „Gültigkeit oder Autorität“ von Verträgen (S. 16) können nicht in einem Atemzug genannt werden; „rechtliche Begriffe“ und „statistische Methoden“ (S. 55) lassen sich nicht vergleichen; was sind „gesunde“ Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen (S. 60); seit wann werden Reallohnsteigerungen aus dem „Unternehmereinkommen“ (S. 61) gespeist? Schließlich: Dir. Vaubel-Krefeld schreibt sich mit V (S. 146) und Klaus v. Bismarck hat den theologischen Ehrendoktor, ist also nicht „Dr.“, sondern „D.“ (S. 152). Diese Kleinigkeiten, vor allem aber die hier behandelten grundsätzlichen Fragen sollten in der nächsten Auflage berücksichtigt werden, damit die Schrift künftig wirklich jene vielzitierte „Lücke“ in der einschlägigen Literatur ausfüllt.

Frankfurt a. M.

Ludwig Preller

EINE GESCHICHTE DER REPORTAGE

Louis L. Snyder u. Richard B. Morris:

Hier hielt die Welt den Atem an, Für die deutsche Ausgabe erweitert, bearbeitet und übersetzt von Hans Dieter Müller, 2. erweiterte und bebilderte Auflage. 392 S. Steingrüben Verlag, Stuttgart 1960.

Die Augenzeugenberichte, die von zwei Amerikanern unter dem Titel „A Treasury of Great Reporting“ zusammengestellt wurden und die nun — wiederum um einige Stücke erweitert — zum zweiten Male in Deutschland herauskommen, sind Berichte sehr verschiedener Art. Da gibt es Aktenstücke aus Archiven wie die über die Hinrichtung Kattes oder die Ermordung Schleichers. Briefe sind aufgenommen, wie der von Schiller, in dem er dem Freunde Körner sein erstes Gespräch mit Goethe (1788) wiedergibt. Aber auch Auszüge aus Memoiren und Betrachtungen, in denen bereits zurückliegende Ereignisse wieder heraufbeschworen werden: etwa eine Szene aus dem Machtkampf zwischen Trotzki und Stalin (1923), geschildert von Grigol Robakidse, und die Darstellung von Paul Schmidt, wie er am 3. September 1939 das britische Ultimatum an die Reichsregierung entgegennahm. Hier ist der Rahmen der „literature under pressure“, von der zu Eingang des Bandes gesprochen wird, überschritten: der Rahmen der im Banne einer drängenden Gegenwart niedergeschriebenen Schilderung. Am weitesten greift der Bericht über das KZ Buchenwald in ein anderes Genus hinüber. Er entstammt Erich Kubys »Das ist des Deutschen Vaterland« von 1957. Hier ist der Aufzeichner nicht einmal der, der selbst miterlebt hat, um was es geht, sondern nur dessen Gesprächspartner. Kuby läßt sich von einem ehemaligen Häftling über die Ereignisse im Lager erzählen. Hier hätte man sich einen unmittelbareren Augenzeugenbericht gewünscht.

Den größten Teil des Bandes machen Zeitungsartikel aus. Ja, man kann das Buch als eine Geschichte der Reportage, gezeigt an charakteristischen Beispielen, lesen. Die Lektüre läßt vermuten, daß die wichtigsten Durchbrüche auf diesem Gebiet zunächst in England, dann aber auch in Amerika gemacht wurden. Eindrücklich sind die Beispiele für das Aufkommen einer „intimen Journalistik“, in der der Reporter sich nicht hinter der Objektivität berichteter Fakten versteckt, sondern selbst auf die Bühne tritt: als Interviewer und Kommentator in einem Tollhaus und einer Besserungsanstalt (London 1699), als „Ereignisbesessener“, der vom Fenster aus das Toben des Kommuneaufstandes verfolgt (Forbes in Paris 1871), und schließlich als großer Abenteurer, der seine eigene Karriere als politischer Mitspieler einleitet: Stanley spürt Livingstone 1872 in Innerafrika auf. Daneben als eines der Exempel für die „anonymobjektive“ Berichterstattung die Folge von 15 Berichten in der „Times“ über Jack the Ripper, einen berüchtigten Frauenmörder, vom August bis November 1888. Man fühlt sich an die trockenen und präzisen Zeitungsberichte erinnert, die Sherlock Holmes seinem Gesprächspartner Dr. Watson vorzulesen pflegte und an die er gewöhnlich die ersten Kombinationen anschoß, mit denen die Entdeckung des Täters begann. Jack the Ripper wurde freilich nie gefunden.

Bei aller Hochachtung für die Kunst der englischen und amerikanischen Journalistik in den letzten Jahrhunderten wird man fragen dürfen, was denn die französische geleistet hat. Sie kommt in dem vorliegenden Band etwas kurz. Verständlicherweise, denn es handelt sich ja um ein Werk, das ursprünglich für amerikanische Leser bestimmt war und sich nun in einer zum zweiten Male erweiterten Fassung an Deutsche wendet.

Der Historiker liest Augenzeugenberichte

mit kaum geringerer kritischer Skepsis als andere Quellen und Darstellungen. Auch wenn ihre Verfasser „dabei waren“: sagen sie die Wahrheit, die ganze, ungefärbte Wahrheit? Vielleicht wollten sie sie sagen, aber hatten das Geschehen viel zu sehr als Parteigänger, mit der Brille vor-gefaßter Überzeugungen, verfolgt. Hätte sich unter einem anderen Blickwinkel, möglicherweise auch nur von einem anderen Schauplatz der Vorgänge aus, ein anderes Bild ergeben?

Es wäre zu begrüßen, wenn der Laie in einem Band wie diesem nicht nur gefesselt, sondern auch eingeführt würde in das Problem, was denn eigentlich ein „objektives Faktum“ sei und wie weit sich überhaupt Vorgänge unbestreitbar konstatieren lassen. Dazu müßte man ein und dasselbe Ereignis im Spiegel verschiede-

ner, sich nicht nur ergänzender, sondern auch teilweise einander widersprechender Reportagen vorführen. Hoffentlich wird das in einer späteren Auflage einmal versucht werden.

Über sechzig Themen werden in den Berichten angeschlagen und weite Bereiche des menschlichen Lebens erfaßt: Politik und Krieg, Kultur und Technik, soziale Zustände und Naturkatastrophen. Über die Auswahl mag man streiten, aber sie ist ja von den Herausgebern nicht als endgültig gedacht. Sie hat sich bereits gewandelt und wird sich wohl noch weiter wandeln: wie zu hoffen ist, auch auf Anregungen aus dem Leserkreis hin. Ein Stück lebendiger, weiterwachsender Literatur und dazu eine gute Idee — was will man mehr?

Marburg/Lahn *Gottfried Schramm*

Hinweise

Manfred Friepke: Die Evangelische Jugend im Dritten Reich 1933—1936. 244 S., Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel, Hannover 1960.

Heinrich Roth (Hrsg.): Katholische Jugend in der NS-Zeit unter besonderer Berücksichtigung des Katholischen Jungmännerverbandes, Daten und Dokumente, zusammengestellt von H. Roth, Domvikar in Münster, = Altenberger Dokumente 7. 240 S., Verlag Haus Altenberg, Düsseldorf 1959.

Werner Helwig: Die Blaue Blume des Wandervogels, Vom Aufstieg, Sinn und Glanz einer Jugendbewegung. 408 S., Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1960.

Ferdinand Oertel: Jugend im Feuerofen, Aus der Chronik des Kampfes der

Katholischen Jugend im Dritten Reich. 192 S., Paulus Verlag, Recklinghausen 1960.

Joseph Hederer: Die Jugendgemeinschaften und ihre Führer, Eine historische Darstellung. 242 S., »Heideck«, Neubiberg - München 1959.

Felix Raabe: Die Bündische Jugend, Ein Beitrag zur Geschichte der Weimarer Republik, hrsg. vom Studienbüro für Jugendfragen, Bonn, 256 S., Brentano-verlag, Stuttgart 1961.

Günter Kaiser: Randalierende Jugend, Eine soziologische und kriminologische Studie über die sogenannten ‚Halbstarcken‘. 271 S., Brentanoverlag, Stuttgart 1959.

Hans Frevert (Hrsg.): Jugend in Selbstzeugnissen, Internationale Berichte junger Menschen. 173 S., Signal Verlag, Baden-Baden 1960.

Ein Doktorand untersucht objektiv einen bestimmten Zeitabschnitt in der Geschichte der protestantischen deutschen Jugend. Ein Priester stellt Material zusammen, das beweist, daß es in der katholischen Jugendführung Kräfte gab, die dem Nationalsozialismus zu widerstehen versuchten. Ein Dichter erzählt, autobiographisch untermalt, von Wesen und Weg der freien Jugendbewegung:

Gemeinsam ist diesen drei Darstellungen¹⁾ eins: sie zeigen, daß keine religiöse Glaubenshaltung und keine idealistische Position vor dem Schicksal des Aufgesplittertwerdens bewahrt bleibt, wenn sie — an Haupt und Gliedern — mit der zielbewußten Machtpolitik einer totalitären Staatspolitik konfrontiert wird.

Priepke und Roth berichten dabei direkt aus dem Grenzbezirk, in dem vom totalitären Staat bedrohte fundamentale Wesenszüge christlicher Haltung Kampfobjekte der Politik werden; Helwig, der nur gelegentlich im engeren Sinne politische Fragestellungen streift, macht umso deutlicher, daß der Substanz nach der Grundgedanke der Bünde, die Forderung nach der »eigenen Verantwortlichkeit«, unvereinbar war mit den NS-Doktrinen. Was aus allen drei Büchern zu lernen ist, ist nicht so sehr, was evangelische, katholische, bündische Jugend im politischen Raum *getan* hat (im aktiven Widerstand nur eine kleine Minderheit!), sondern auf welche psychologische »vopolitische« Situation der nationalsozialistische Staat traf, als er mit der Staatsjugend fünf Millionen deutscher Jugendlichen »gleichschaltete«, deren Gesicht zusammen mit der sozialistischen Jugend diese drei Gruppen vorher ausschlaggebend bestimmt hatten.

1) Die Besprechung dieser Veröffentlichungen ist ein Nachtrag zu unserem Sammelbericht „Soziologie der deutschen Jugend“ in: NPL III/1958, Sp. 777 ff.

Während H.s Darstellung, obwohl teilweise faszinierend geschrieben, nur sehr bedingt als exakte Geschichtsschreibung gelten kann, die katholische Dokumentensammlung naturgemäß einen leicht apologetischen Charakter hat — die Versuche der Hierarchie, mit dem Dritten Reich »auszukommen«, werden zu deutlich ignoriert — kann die Arbeit P.s als ein Musterbeispiel für die Art echter wissenschaftlicher Partialuntersuchungen gelten, die zum Verständnis der Zeitgeschichte weit wichtiger sind als die mannigfachen Pauschaldarstellungen des NS-Systems.

*

Die — romanhafte — Chronik Ferdinand Oertels vermag sehr gut die Atmosphäre der passiven Resistenz wiederzugeben, in der bewußte christliche Jugend im Dritten Reich sich gegen den NS-Einfluß zur Wehr setzte. Ohne selbst den Anspruch auf historische Exaktheit zu erheben, ergänzt sie auf das glücklichste die Altenberger Dokumente und macht sie lebendig. Die Dissertation Joseph H e d e r e r s, die die Typologie des deutschen Jugendführers in ihrer Beziehung zum Strukturwandel der Jugendgruppe von der frühen Jugendbewegung über die HJ bis zur bundesdeutschen Jugendpflege verfolgt, ist trotz recht begrenzter Materialauswertung eine saubere und fleißige Arbeit, die wohl geeignet ist, auf der anderen Seite etwa der Helwigschen *saga* ergänzend nüchterne Fakten an die Seite zu stellen.

Die Untersuchung Felix R a a b e s ist dagegen weit mehr. Hier wird, nach sorgfältiger Analyse vielseitiger Quellen, ein Bild der latent politischen Impulse entwickelt, die in der »Bündischen Jugend« (deren Radius in dieser Arbeit als weit in die konfessionelle Jugend hineinreichend geschildert wird!) in den entscheidenden Jahren der Weimarer Republik bis zur

Hitlerschen Machtübernahme und schließlich dem Widerstand, zwischen »völkischer« Fehlentscheidung für den (mißverstandenen) Nationalsozialismus bis zur Entscheidung für linksradikale Gegnerschaft (»Nationalbolschewismus«), vorhanden waren.

Was dabei diese Arbeit vor anderen, die über das gleiche Thema geschrieben wurden, auszeichnet, ist die Fähigkeit des Verf., nicht einfach Zitate als solche zu bewerten, sondern »zwischen den Zeilen« der Grundhaltung, einer in der deutschen Zeitgeschichte nicht zu häufigen Unbedingtheit der Haltung nachzuspüren, die einmal in den kleinen Kreisen der deutschen Jugendbewegung auch Gegensätze als fruchtbar empfand. Wenn man dem Buch eins wünschen muß, ist es, in einer neuen Auflage den reichhaltigen Anmerkungen ein Sach- und Personenregister anzuschließen.

*

Die Studie Günter Kaisers über die »Halbstarken«, sachlich und unbeeinflusst von der Aufgeregtheit der öffentlichen Meinung über die Gefahr der Bandenbildung unter jungen Deutschen, zeigt klar genug, daß der Grund für die »antisozialen« Aktionen der Jugend-gangs letzten Endes darin zu suchen ist, daß ihnen keine Weltanschauung und keine politische Richtung einen Weg aus der menschlichen Isolierung hat zeigen können, so daß das Verlangen nach einer Kollektiv-Identifizierung sich am Rande der Gesellschaft vollziehen mußte: irgendwohin muß man eben gehören!

Rationeller und artikulierter kommt das auch in den von Hans Frevert gesammelten Selbstzeugnissen der Jugend — nicht nur Deutschlands — zum Ausdruck; besonders in den Abschnitten »Jugend und Politik«. Und dennoch steht am Ende einer dieser Selbstverständigungen: »Die jetzigen jungen Menschen müssen diese

Gesellschaftsform und ihre Möglichkeiten, auch ihre Gefahren, erkennen lernen ... Unsere heutige Gesellschaft und unsere heutige Jugend muß den Mut zum Politischen aufbringen.«

New York

Karl O. Paetel

Burkart Holzner: Völkerpsychologie, Leitfaden mit Bibliographie. 148 S., Holzner-Verlag, Würzburg o.J. (1960).

Wie heute der Name Völkerkunde bereits altfränkisch klingt, als ob er andeuten wollte, in Deutschland werde von der Entwicklung, die die Ethnologie anderwärts genommen habe, nur unwirsch Kenntnis genommen, so stellt die Völkerpsychologie erst recht ein Relikt der Vergangenheit dar. Darum muß die Herausgabe eines Leitfadens, der sich ausdrücklich zu ihr bekennt, erstaunen. Als ihre Aufgabe wird bestimmt, »einen Beitrag zur Vorausbestimmung des sozialen Handelns bzw. des Wandels von ethnischen Sozialgebilden bzw. ihrer Kultur durch das Studium der volksspezifischen Persönlichkeitsstrukturen, ihrer Entstehungsbedingungen und Auswirkungen zu leisten« (S. 78), wobei der Verf. sich »stark an der systematischen Soziologie« namentlich Howard Beckers orientiert (S. 7).

Der Beginn des Buches freilich, der geschichtliche Abriß, ist nicht sehr ermutigend: danach scheint es bis in die jüngste Zeit außerhalb Deutschlands keinerlei Bemühen um ein psychologisches Verständnis fremder Kulturen gegeben zu haben, Herbert Spencer, dessen Einfluß auf die angelsächsische und französische Ethnologie und Soziologie und selbst noch auf G. Simmel nicht übersehen werden kann, wird nicht einmal erwähnt, aber auch G. A. Lindner und J. Lippert nicht. Weit bedeutsamer ist dann allerdings, wie

H. die moderne Problemstellung der Völkerpsychologie darzustellen unternimmt. Sie ist ihm »ein Teil der theoretischen und praktischen Sozialpsychologie« und sie hat aufs engste »mit anderen Sozialwissenschaften wie Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Rechtswissenschaft, politische Wissenschaft« zusammenzuarbeiten (S. 30), d. h. aber, sie läßt sich gar nicht mehr unter ihrem alten Namen fassen. In der Tat handeln die Bemerkungen »über spezielle Völkerpsychologie« (S. 35 ff.) denn auch weithin über soziologische Themen (z. B. Studien der gesellschaftlichen Schichtung, Gemeindestudien, das Verhältnis zur Autorität, Konflikte und Gruppendynamik). Entsprechend enthält die sehr ausführliche, die Hälfte des Buchs füllende (und dennoch, wie Verf. weiß, nicht erschöpfende) Bibliographie überwiegend soziologische bzw. sozialpsychologische Literatur, die zum Teil ihrerseits sich verzahnt mit ethnologischer: mit *Cultural Anthropology*, die sich bekanntlich keineswegs mehr auf schriftlose oder »primitive« »Naturvölker« beschränkt.

Das Buch schließt mit der »Skizze einer Rahmengliederung zur psychologischen Untersuchung völkischer Sozialgebilde« (S. 70 ff.). Abgesehen von dem mißverständlichen Wort »völkisch«, das H. auch sonst gern benutzt anstelle des unbelasteten und genaueren Wortes »ethnisch«, zeigt sich hier wiederum, daß völkerkundliche Untersuchungen, wollen sie dem heute erreichten Wissensstand entsprechen, sich der Arbeitsweisen der Sozialforschung, aber auch, wie ich hinzufügen, der Geschichtsforschung und selbst der Ökonomie bedienen müssen. Insofern dürfte dieser Leitfaden hierzulande nützlich sein. H. geht nicht eigens auf die politisch höchst relevanten und komplexen Probleme der sog. Entwicklungsländer ein, die gegenwärtig nicht nur der Ethnozoologie zu tun geben. Politisch-prak-

tische Erfordernisse nämlich könnten dazu führen, daß die Völkerkunde in Deutschland endlich zur gegenwartsbezogenen Ethnozoologie, wie sie zur Zeit beinahe nur von W. E. Mühlmann und seinem Kreis erst betrieben wird, fortschreitet, die das ihre dann zu einer »Theorie vom Menschen in Kultur und Gesellschaft« (S. 84) beitrüge.

Marburg/Lahn

Heinz Maus

Hans A. de Boer: Unterwegs in Ost und West. 318 S., EVZ-Verlag, Zürich 1960.

Die vorliegende Schrift ist ein Buch eigener Art: eine Mischung von Reisebericht, politischer Analyse, persönlichem Bekenntnis und non-konformistischer Kritik. Der Verf. legt in aller Ausführlichkeit seinen eigenen Standpunkt dar, was im Unterschied zu vielen anderen Reise-schriftstellern bei de B. von besonderer Wichtigkeit ist, um seine politischen Beurteilungen und Empfehlungen verstehen zu können. Er gibt sich als prinzipienfester, kompromißloser, ja, man ist fast versucht zu sagen als fanatischer Christ zu erkennen, der das landesübliche Christentum wegen seiner Fehler und Lauheit verachtet und sich deshalb um so enger an das »reine Wort« Christi hält. Diese Haltung wirkt sich naturgemäß weniger in den Berichten über seine Reisen als in seinen politischen und persönlichen Betrachtungen aus. de B. hat mehrere Reisen in die Sowjetunion und in die SBZ (die er stets bewußt Deutsche Demokratische Republik nennt) unternommen, er war kurz in Polen, in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien. Den größten Teil des Buches nimmt sein Bericht über die Sowjetunion ein; der Leser erfährt vor allem viele Einzelheiten über das religiöse Leben in der UdSSR, die Situation der verschiedenen Kirchen und Glaubens-

gemeinschaften von der russisch - orthodoxen Kirche bis zu den Juden und Baptisten, er erfährt von einem Besuch bei Boris Pasternak, von vielen Gesprächen mit Priestern, Theologen, Staatsfunktionären, Schriftstellern, Studenten und Arbeitern. Der Verf. berichtet auch über die Lebensverhältnisse in der Sowjetunion, die Situation der Jugend, den Wiederaufbau der Städte und die Haltung der sowjetischen Bevölkerung zum deutschen Volk. Jedoch beschränkt er sich nicht darauf zu berichten, was er gesehen und gehört hat, sondern er versucht, seine Erlebnisse in eine politische Analyse hineinzuzwängen und einem Ziel dienstbar zu machen, das durch seine oben skizzierte Grundhaltung bestimmt ist: er will zum Frieden, zur Entspannung und zur Verständigung zwischen Ost und West beitragen.

Sicherlich ein sehr wichtiges Unternehmen, wenn der Verf. ein wenig realistischer wäre. Durch den Austausch von Jazz-Schallplatten und Grüßen, durch Gespräche und Teilnahme an kommunistisch gesteuerten Kongressen ist zweifellos eine persönliche Kontaktaufnahme und Verständigung möglich, aber offensichtlich können und werden auf diese Weise kaum grundlegende ideologische und politische Differenzen beseitigt, was der Verf. zu übersehen scheint. Auch bewahrt ihn seine gute Absicht und sein Wille zur Verständigung nicht vor politischen Irrtümern und Fehltritten wie den folgenden: die polnische KP war von 1918 bis 1939 nicht »verboten«, sondern wurde 1938 auf Geheiß Stalins aufgelöst (S. 58); die positive Beurteilung, daß der Verrat von Klaus Fuchs zur Sicherung des Friedens beigetragen habe, ist an sich schon zweifelhaft und steht darüber hinaus auch mit späteren Erklärungen gegen Agententätigkeit im Widerspruch (S. 144); eine politische Opposition in der Sowjet-

union wird mit Sicherheit noch sehr lange auf sich warten lassen (S. 147); auch in der UdSSR gibt es eine der sowjetzonalen »Gesellschaft für Sport und Technik« entsprechende Organisation für vormilitärische Ausbildung, nämlich die DOSAAF, wenn ihm der sowjetische Gesprächspartner auch das Gegenteil erklärt (S. 199); die Behauptung, Tito sei nie ein Stalinist gewesen, wird nicht dadurch wahr, daß sie von einem »Mann aus der Umgebung Titos« kritiklos übernommen wird (S. 275). Gerade diese unkritische, unüberprüfte Übernahme von Angaben und Meinungen seiner zum großen Teil kommunistischen Gesprächspartner ist an vielen Stellen zu bemängeln.

Die z. T. durchaus berechtigte Kritik an Mißständen in der Bundesrepublik: Einfluß ehemaliger Nationalsozialisten, Situation der Jugend, politische Passivität und Uninteressiertheit großer Teile der westdeutschen Bevölkerung auf Grund des »Wirtschaftswunders«, verleiten ihn dazu, etwa die Unterschiede zwischen der SBZ und der Bundesrepublik nur als graduell anzusehen. Auch für einen überzeugten Christen ist es sicherlich nicht selbstverständlich, von »unseren Brüdern in der SED-Regierung« zu sprechen. An vielen Stellen weist der Verf. auf die Verbrechen der Nazizeit und die Schuld der Deutschen hin; auch darf man seiner Ansicht zustimmen, daß diese Taten nicht verschwiegen werden können. Doch kann man seine Ansichten nicht nur auf dieses Schuldbewußtsein gründen. Ein nicht uninteressantes, sehr eigenwilliges, ein nicht immer zuverlässiges und dazu ein stilistisch nicht ganz einwandfreies Buch.

Köln

Hans Kluth

Achim Besgen: Der stille Befehl, Medizinalrat Kersten, Himmler und das Dritte Reich. 206 S., Nymphenburger Verlagshandlung, München 1960.

Eine der interessantesten Figuren des nationalsozialistischen Staates ist zweifellos Heinrich Himmler gewesen, einmal, weil er in den letzten Jahren des Dritten Reiches nächst Hitler der mächtigste Mann war, zum anderen, weil diese Machtfülle in den Händen eines Manes lag, der als Mensch völlig unbedeutend war. Der Historiker wird begierig nach jedem Zeugnis greifen, das geeignet ist, diesen einzigartigen Widerspruch aus Zeugnissen persönlicher Erlebnisse zu erhellen. Einer der Männer, der hierzu in besonderem Maße berufen scheint, ist Felix Kersten, der Leibmasseur Himmlers, deutsch-baltischer Herkunft und finnischer Staatsangehörigkeit. Als einziger Nichtnationalsozialist weilte er am Hofe des Reichsführers, seine heilkundliche Tätigkeit brachte ihn mit diesem an nervösen Beschwerden leidenden Mann in unmittelbare Berührung und gab ihm sogar einen nicht unbeträchtlichen Einfluß.

Wer Besgens Buch in der Hoffnung in die Hand nimmt, über Himmler ein abgewogenes Urteil zu erhalten, wird es enttäuscht aus der Hand legen. Der Untertitel »Kersten, Himmler und das Dritte Reich« ist Programm, und damit hat sich der Verf. zweifellos übernommen. Um jeden Preis versuchte er, eine Story zu erzählen, und dabei hat er seine überaus wertvolle Hauptquelle, das Tagebuch Kerstens, hoffnungslos verwässert.

Das ist um so mehr zu bedauern, als der Medizinalrat Kersten einer erschöpfenden Biographie durchaus würdig gewesen wäre. Wegen seiner heilkundlichen Fähigkeiten wurde er von seinem Patienten Himmler sozusagen vom niederländischen

Königshof weg»gekidnapt«, und dann blieb er bis zum Ende des Dritten Reiches Masseur des Reichsführers, der von seinen Massagen in hohem Grade abhängig war, angefeindet und gefürchtet von den Großen der SS, denen dieser Einfluß gar nicht behagte. Auf Himmlers Empfehlung behandelte er auch andere hohe Parteigenossen, und auch über sie weiß er Interessantes zu berichten. Seine Bedeutung lag darin, daß er den Reichsführer in den Stunden der Schmerzen beherrschen, ihm Menschenleben abtrotzen konnte. Auch wenn das für ihn in dieser Situation relativ ungefährlich war, können wir diesem Mann unsere Achtung doch nicht versagen. All diese Dinge sind von B. weit ausgeführt, aber sie bleiben vordergründig und werden überschattet von einer Polemik gegen den Grafen Bernadotte um die Priorität bei der Rettung von Juden in den letzten Kriegsmonaten.

So bleibt trotz vieler hochinteressanter Details — etwa einigen neuen Zeugnissen dafür, daß Himmler die Judenvernichtung nicht wollte, er sie aber auf Befehl gewissenhaft auszuführen suchte — das Buch als ganzes unbefriedigend. Wo spricht bei B. nun wirklich der Niederschlag aus Kerstens Tagebuch? Wo gibt der Medizinalrat Klatsch vom Hofe Himmlers wieder? Wo — und hier wird die Sache ärgerlich — hört Kersten auf und beginnt unter dem Motto »Drittes Reich« B.? Von übertriebenen Kenntnissen über die innere Struktur dieses Staates ist er nämlich nicht belastet. So hat er z.B. völlig abwegige Vorstellungen vom Aufgabenbereich des Reichssicherheitshauptamtes, dessen Gründungsdatum außerdem dreimal um zwei Jahre vorverlegt wird (S. 149, 150, 154) und einmal richtig angegeben ist (S. 186). Durch diese alles verwischende Schreibtechnik ist eine Quelle von hohem Rang regelrecht in den Hintergrund gedrängt worden, und es bedarf großer Akribie, um Kerstens

wahre Eindrücke, seine Wiedergabe von Klatsch und Intrigen (zweifelloso ein ganz wichtiges Kapitel in der Geschichte des Dritten Reiches) und B.s Interpretation voneinander zu scheiden. Bis eine kritische Edition der Kersten-Tagebücher vorliegt, werden wir allerdings auf B. zurückgreifen müssen.

Berlin

Friedrich Zipfel

Hans von Steffens: Salaam, Geheimkommando zum Nil — 1942. 256 S., Kurt Vowinkel Verlag, Neckargemünd 1960.

Im Frühsommer 1941 versuchte eine Maschine der deutschen Wehrmacht den Generalstabschef Aziz Ali al-Masri, der wegen seiner antibritischen Haltung kurz vorher pensioniert worden war, aus Ägypten zu entführen. Ein Jahr später, als Rommel auf al-Alamain vorstieß, gelang es einer Motorkarawane unter Leitung des ungarischen Wüstenfachmannes Graf Almásy, zwei Agenten der deutschen Abwehr durch die Sahara ins Niltal zu befördern, so daß sie Kairo erreichen konnten; dort wurden sie allerdings von der britischen Gegenspionage festgenommen, ehe ihre Tätigkeit Rommel irgendwelchen Nutzen gebracht hatte. Über die beiden Unternehmen hat wohl als erster Anwar as-Sadat in seinem „Geheimtagebuch der ägyptischen Revolution“¹⁾ Näheres mitgeteilt; dann erschien darüber ein Bericht von dem Journalisten Leonard Mosley²⁾, und hier befaßt sich nun ein deutscher Autor damit, der offenbar an

der Vorbereitung der Almásy-Expedition beteiligt war. Diese Darstellungen, die einander in vielen Punkten widersprechen, geben kein klares Bild von der potentiellen Bedeutung der beiden Unternehmen für den Kriegsverlauf. Interessant ist jedoch, wie zwei politische Kräfte, die erst später in den Vordergrund treten sollten, damals schon eine so große Rolle in Ägypten spielten, daß die kontakt-suchenden deutschen Organe auf sie stoßen mußten: die reaktionäre Bewegung der Muslimischen Brüder und die Gruppe nationalistischer Offiziere um Gamal Abdel Nasser. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei übrigens betont: nichts weist darauf hin, daß durch diesen Kontakt über eine begrenzte Zusammenarbeit hinaus ein besonders herzliches Verhältnis zwischen der Nasser-Gruppe und Hitler-Deutschland entstanden wäre — eher das Gegenteil!

Berlin

Fritz Steppat

Paul L. Horecky: Libraries and Bibliographic Centers in the Soviet Union, = Indiana University Publications, Slavic and East European Series, Bd. XVI, XVIII, 287 S., Bloomington, Indiana 1959.

Boris I. Gorokhoff: Publishing in the U.S.S.R., = Indiana University Publications, Slavic and East European Series, Bd. XIX, XVI, 306 S., Bloomington, Indiana 1959.

Manche Erfahrung der letzten Jahre hat die amerikanische Forschung dazu ange-regt, sich die Wirklichkeit des sowjetischen Wissenschaftsbetriebs in ihrer ganzen Vielfalt zu erschließen. Die beiden Arbeiten aus der *Graduate School* der Indiana University, die hier anzuzeigen sind, gehören in diesen Zusammenhang.

1) Vgl. die Besprechung in NPL II/1957, Sp. 865 ff. Allerdings muß nochmals betont werden, daß die deutsche Übersetzung des „Geheimtagebuchs“ ebenso wie die ihr zugrundeliegende französische Ausgabe das arabische Original (Anwar as-Sadat: *Safahat maghula*, = *Kutub lil-l-gami'* Nr. 84, Kairo 1954) nicht getreu wiedergibt.

2) Leonard Mosley: *The Cat and the Mice*. Harper, New York 1958.

Der von Horecky bearbeitete Band gibt einen detaillierten Überblick über das Netz der Bibliotheken und der bibliographischen Einrichtungen in der Sowjetunion. Die äußere und innere Organisation der zentralen, regionalen und der Fachbibliotheken wird bis hin zu den Methoden der Katalogisierung, der Klassifikation und der technischen Ausrüstung auf das sorgfältigste untersucht. Ein gesondertes Kapitel ist dem Ausbildungsgang und dem Beruf des sowjetischen Bibliothekars gewidmet, der das politisch verstandene Medium »Buch« zu verwalten und bereitzustellen hat. Statistiken, Schaubilder und eine Auswahl wichtiger Verordnungen ergänzen den Text.

Mit gleicher Gründlichkeit in der Dokumentation hat Gorokhoff das sowjetische Verlagswesen durchleuchtet. Auf sowjetische Quellen gestützt, entsteht für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen eine genaue Übersicht über die Publikationstätigkeit der staatlichen Verlagsanstalten, die namentlich den naturwissenschaftlichen und technologischen Veröffentlichungen große Aufmerksamkeit zuteil werden läßt. Die Probleme der Zensur, des Verlagsrechts und des Buchhandels sind dabei voll berücksichtigt worden. Der informative Wert dieser von der Library of Congress betreuten Untersuchungen ist unschätzbar.

Tübingen

Dietrich Geyer

DIE NEUE GESELLSCHAFT

Herausgeber: Otto Brenner
Dr. Heinrich Deist
Fritz Erler
Waldemar von Knoeringen
Prof. E. W. Meyer
Prof. Carlo Schmid
Dr. Carl Schumacher
Herbert Wehner
Redaktion: Ulrich Lohmar

Zeitschrift

für politische Theorie

und Praxis

In Heft 3/1961 (Mai/Juni) lesen Sie u. a.:

Waldemar von Knoeringen:
Die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus

Harry Pross:
Zur bundesdeutschen Meinungsbildung

Klaus von Dohnanyi:
Die »linkische« Linke

Alfred Nau:
Gestalt und Bedeutung des Funktionärs

Rudolf Thurau:
Akademische Freiheit? Freiheit von Lehre und Forschung?

DIE NEUE GESELLSCHAFT erscheint zweimonatlich zum Preise von 2.— DM je Heft (zuzügl. Porto). Fordern Sie bitte ein kostenloses Probeheft bei uns an.

VERLAG NEUE GESELLSCHAFT · BIELEFELD · PRESSEHAUS

OSTEUROPA

Zeitschrift für Gegenwartsfragen des Ostens

Herausgegeben

von der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde

Schriftleitung Dr. Klaus Mehnert

In dem soeben erschienenen Heft 4/5 beginnt die Aufsatzreihe

„ÜBERGANG ZUM KOMMUNISMUS“

mit Beiträgen von H. Achminow, O. Schiller, G. Wagenlehner

Günther Wagenlehner und Hermann Achminow stellen den historischen und aktuellen Bezug her. Ferner berichtet Oskar Anweiler über den gegenwärtigen Stand im Erziehungswesen; er wird später im Hinblick auf das Thema dieser Reihe noch auf Erziehungsfragen eingehen. Otto Schiller gibt eine Klärung der Grundbegriffe. In den folgenden Heften wird unser Problem unter den Aspekten Staat, Wirtschaft, Arbeitslohn, Güterverteilung, Familie, Militär, nationale Minderheiten, Religion usw. abgehandelt werden.

Außerdem enthält diese Nummer folgende Beiträge:

Zwischenbilanz der sowjetischen Schulreform

Die chinesischen Volkskommunen auf dem Lande

Das Schwarze Meer — ein roter Binnensee?

CHRONIK: Polen, Jugoslawien, China im Ostblock

OSTEUROPA ist »die für alle Gegenwartsfragen des Ostens unentbehrliche Zeitschrift.« St. Galler Tagblatt

OSTEUROPA erscheint monatlich. Preis des Einzelheftes DM 3.—, Vierteljahresabonnement DM 8.—, Jahresabonnement DM 30.—. Für Studenten im Abonnement vierteljährlich DM 6.40; jährlich DM 24.—.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTT GART